PAUL SCHULTZE-NAUMBURG
KULTURARBEITEN
BAND 4: STÄDTEBAU

HERAUSGEGEBEN VOM KUNSTWART

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/kulturarbeiten04schu

PAUL SCHULTZE-NAUMBURG

KULTURARBEITEN

BAND IV.

Der Neumarkt in Dresden um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts.

PAUL SCHULTZE-NAUMBURG
KULTURARBEITEN BAND IV:
STAEDTEBAU

HERAUSGEGEBEN VOM KUNSTWART

GEORG D. W. CALLWEY, KUNSTWART-VERLAG
MÜNCHEN.

Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München.

VORWORT.

Kein Bauproblem erfordert zahlreichere Gesichtspunkte als der Städtebau. Soziale, bodenpolitische und technische Mächte ringen da miteinander. Die Fragen der Hygiene werden immer komplizierter, die ästhetischen Forderungen verlangen endlich wieder nach Gehör. Wollte man alle diese Fragen in ihrem Zusammenhang von Grund aus beantworten, so müsste man wohl zunächst beschreiben, wie eine Stadt entsteht: wie die eine aus kleinen Ansiedlungen heraus immer mehr wächst, je nachdem die Zeiten ihrer natürlichen oder politischen Lage günstig sind, wie der Einzelwille eines mächtigen Fürsten eine andere von Grund aus als grossen Organismus geplant und angelegt hat; wie sich um ihren geistigen Mittelpunkt, das Schloss oder das Rathaus, die übrigen wichtigen Gebäude gruppieren, ein überschaubares Ganzes bilden, das in seiner Erscheinung uns sofort den Begriff „Stadt" aufs anschaulichste erklärt und uns deswegen ihr Wesen, ihre Macht und ihren Einfluss sichtbar macht. Es müsste geschildert sein, wie verschiedene Regierungsformen das Gesicht der Stadt verändern, wie die grossen Zeitideen in den verschiedenen

Epochen hier ihren sichtbaren Ausdruck erhalten haben; wie der Umfang und die Zahl der Einwohnerschaft Umwälzungen im Verkehr und Leben herbeiführen, wie wachsende wissenschaftliche Erkenntnis auf die künstlerische Gestaltung zurückwirkt. Das Thema würde auf eine Weise anschwellen, dass das Buch über den Städtebau die Gestalt einer Enzyklopädie annehmen müsste.

Meinem Buche jedoch sind ganz andere Aufgaben gesetzt. Dieser Band will durchaus nicht ein Lehrbuch einer Theorie des Städtebaus in gedrängter Form sein, sondern er will durch Anschauung eine Reihe von Fragen vor denen erörtern, die heute Städte anlegen lassen: Laien. Im Kreise der Fachgenossen wird heute genug über das Thema geschrieben, ohne dass es zum lebendigen Eigentum der Menge würde, die es am meisten braucht. Ich will mich im besonderen mit ganz einfachen praktischen Fragen des täglichen Lebens beschäftigen, die dem Bürger heute beständig nahe treten, die er aber meist nur vom Standpunkte verbrauchter Vorurteile aus ansieht. Ich möchte sodann auf die Schäden hinweisen, die unsere üblichen Bauordnungen anrichten, die Gesichtspunkte kritisch erörtern, die bei Stadterweiterungen den aufgestellten Bebauungsplänen zugrunde liegen müssten, und endlich etwas zur Schätzung des Wertes der Städte beitragen, die sich noch nicht stolz Grosstädte nennen können. Dabei möchte ich eine Reihe von Beobachtungen in den Vordergrund stellen, die in

Fachkreisen noch nicht oder noch nicht genügend festgelegt worden sind, während andere (die in dem klassischen Buch von Sitte über den Städtebau und an andern Stellen in voller Breite erörtert wurden) hier nur gestreift zu werden brauchen.

Das ist selbstverständlich nur ein kleiner Ausschnitt aus dem grossen Gebiet. Wer meine übrigen Bände der Kulturarbeiten mit Aufmerksamkeit gelesen und die Wirkung der eingeschlagenen Methode beobachtet hat, der wird wissen, dass es hierbei gar nicht so darauf ankommt, dass alles gesagt und das Thema erschöpft wird, sondern dass der Zweck der Arbeit der ist, den Leser selbst zum Beobachten anzuregen.

Saaleck im Januar 1906.

PAUL SCHULTZE-NAUMBURG.

Es ist ein besonderes Merkmal unseres Zeitalters, dass unser Tun sich mehr im Bereich des Bewussten abspielt, als in früheren Zeiten. Das ist nicht so zu verstehen, als ob die Alten halbe Schlafwandler gewesen wären und nicht gegrübelt hätten; ihr Arbeiten vollzog sich nur mehr auf dem Wege erfahrungsmässiger Übung, als heute, wo die Theorie meist eher da ist, als die Tat.

So ist es zu erklären, dass man heute erst von einer neuen Städtebaukunde spricht, trotzdem wir auf eine grosse Menge der herrlichsten Taten auf dem Gebiet des Städtebaues zurückblicken können. Sie beginnen mit dem Mittelalter und enden mit dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, entsprechend dem Blühen und dem Verfall unserer gesamten sichtbaren Kultur. Wir wissen das wieder, aber wir finden den Weg nicht mehr zurück, der uns zum naiven künstlerischen Gestalten führt. Theorien haben die künstlerischen Triebe unseres Volkes seit hundert Jahren genährt, bis diese bei dieser merkwürdigen Kost so schwach und blutleer geworden sind, dass wir heute kaum wissen, ob sie nur von tiefer Ohn-

macht überfallen oder ob sie schon ganz gestorben sind. Theorien haben auch unsere neuen Städte gebaut und die alten auf ihre Methode verbessert. Und so ist es dahin gekommen, dass unsere neuen Stadtanlagen Muster von Unzweckmässigkeit und Hässlichkeit geworden sind und dass die alten bis auf wenige Reste zerstört wurden. Ich glaube, was wir heut brauchen, ist etwas künstlerische Übung, auch auf dem Gebiet des Städtebaues. Wenn wir die wieder hätten, so würde sie sich ganz allein der mannigfaltigen neuen Ideen und wissenschaftlichen Kenntnisse bemächtigen, die unsere Zeit hervorgebracht hat, um sie in ihre Werke einzuschliessen. Nur ein solches Arbeiten könnte Zukunftsforderungen lösen, was durch das dürre Schema der Polizeiverordnung und das ewige unfruchtbare Theoretisieren über die Stadt der Zukunft nie erreicht werden wird.

Der bisherige Stadtorganismus, sagt man, sei der Ausdruck früherer Zustände gewesen. Unsere Zeiten seien heute so durchaus andere geworden, dass auch unsere Städte vollkommen andere Gestalt annehmen müssten. Die Stadt der Zukunft müsste weit ausgesprochener in zwei Teile zerfallen: den inneren, die Geschäftsstadt, die City, in dem sich das gesamte Erwerbsleben abspielte, und den äusseren Gürtel der Gartenstädte, die ausschliesslich als Wohnstätten der Menschheit zu dienen haben. Die Verkehrsverhältnisse müssten in erster Linie auf diese Bedürfnisse hin geregelt sein, indem sie den Verkehr von

draussen nach drinnen in schnellster Weise vermitteln, während im Innern langsamer laufende Bahnen den internen Verkehr übernehmen. Man kann mit den Forderungen noch weiter gehen, man kann sich ausmalen, wie die Zukunft das Einzelwohnhaus aufhebt und dafür grössere und kleinere soziale Zusammenschlüsse schafft, indem die Viertel sich zu gemeinsamen Bauten zusammenschliessen, in denen auch die wirtschaftlichen Formen sich auf Gemeinschaften aufbauen. Die Wohnungen haben keine eigene Küche mehr, sondern gemeinsame Zentralküchen übernehmen die Herstellung der Speisen, von deren Sorge die Hausfrau der Zukunft nun ganz befreit wird. Auch die Zahl der persönlichen Dienstboten wird immer mehr vermindert oder sie werden ganz verschwinden und durch gemeinsame Bedienstete ersetzt werden und was dergleichen mehr ist. Ich muss gestehen, dass ich diesen Zukunftsplanereien nicht allzu hoffnungsfroh gegenüberstehe. Ich kann nicht beweisen, dass die Zukunft keine solchen Umwälzungen bringen wird. Ich kann mich aber auch nicht zu dem Glauben entschliessen, dass solche Umwälzungen tatsächlich die Lage der menschlichen Gesellschaft verbessern würden. Ich weiss nicht, ob es durchaus wünschenswert wäre, wenn alle grösseren oder sogar auch alle kleineren Städte noch ausgesprochener in die City und die draussen liegenden Wohnstätten zerfielen. Ich bin nicht davon überzeugt, dass diese dauernde und immer mehr um sich greifende Trennung von Familie

und Wirkungskreis zum erhöhten Glück der Menschheit beitragen würde, dass ein immer mehr nivellierendes Genossenschaftswesen der Weg ist, der die Menschheit zu höchsten Höhen hinaufführen kann. Ich will gewiss nicht behaupten, dass das Theoretisieren, Phantasieren und Spintisieren über solche Themata durchaus verlorene Arbeit wäre. Das ist redliche Menschenmühe nie, und wenn sie auch nur den einen Erfolg haben sollte, mit ihrem negativen Resultat einigen denkenden Köpfen Sackgassen gezeigt zu haben. Nur glaube man nicht, dass man damit für den Städtebau unserer Tage etwas schafft. Wer das Elend vor Augen hat, wie täglich die Neuanlagen, die für die nächsten Jahrhunderte festgelegt werden, durch kümmerliche Stümperei von Grund aus verpfuscht werden, der wird wissen, wo Hand anzulegen ist.

Zum Städtebau gehören gar viele Hände. Ein einzelner tüchtiger Architekt vermag da nicht viel. Vor allen Dingen müssen die Stadtverwaltungen, die Behörden, die Bauherren und alles, was drum und dran ist, bereit sein, sich auf ein Programm zu einigen, das von einem Städtebaumeister, der Künstler in seinem Fach ist, aufgestellt ist. Des weiteren sollte uns am Herzen liegen, dass die Bauanlagen, die nun einmal festgelegt sind, wenigstens besser ausgeführt werden, als es bisher geschah, und dass das Gute, was besteht, mit verständnisvollerer Würdigung angesehen und geschont wird, als bisher. Ich weiss, dass es keinen andern Weg gibt, als mit mühseliger Klein-

arbeit anzufangen und zuerst die Grundelemente unseres Städtebauwesens dem Laien anschaulich darzustellen, und erst, wenn er im Besitz dieser Bausteine ist, könnte man an die Planung neuer grosszügiger Ideen gehen, wenn man nach reiflichem Nachdenken zu der festen Überzeugung gelangt ist, dass es sich nicht nur um theoretische Phantastereien, sondern um festgegründete Erwerbungen handelt.

Die grossen Bebauungspläne unserer Städte sind, seit die Gründung des Deutschen Reichs unsern plötzlichen wirtschaftlichen Aufschwung brachte, leider schon zum grössten Teile festgelegt. Es ist kaum zu erwarten, dass die Neuanlagen sich in absehbarer Zeit weit über sie hinaus entwickeln werden. Vor allen Dingen wird die gänzliche Neuschaffung von Idealstädten nur eine vereinzelte Erscheinung bleiben können. So plant zum Beispiel die Deutsche Gartenstadt-Gesellschaft in ihrem vortrefflichen Programm eine solche Neugründung. Auch das Weiterwachsen unserer Riesenstädte wird vorderhand noch nicht aufzuhalten sein. Dabei entstehen tatsächlich neue Stadtteile, die man nach ihrem Umfang fast neue Städte nennen könnte. Hier könnten einheitliche Gesichtspunkte einsetzen, aber befriedigende Gestalt können sie erst dann annehmen, wenn die Grundelemente des Städtebaus wieder allgemein begriffen worden sind. Für weit wünschenswerter für die Entwicklung würde ich es zwar halten, wenn die Menschheit allmählich ein Einsehen bekäme und das unselige Weiterwachsen unserer Riesen-

städte aufhörte. Deutschland hat noch Raum genug, in dem sich ein weiteres Volkswachstum entwickeln könnte. Ob sich in den bereits bestehenden Städten eine vollkommene, wenn auch langsame Umwandlung des ganzen Stadtorganismus ausführen lässt, ja, ob es auch nur wünschenswert ist, scheint mir mehr als fraglich. Eine jede Stadt ist das Produkt ihrer landschaftlichen, wirtschaftlichen, politischen und strategischen Lage, ihres Klimas und der Rasseeigentümlichkeiten ihrer Bewohner. Da lässt sich nirgends über einen Kamm scheren, sondern je nach Lage der Verhältnisse entwickelt sich etwas Neues und Eigenartiges. Die traurige Einförmigkeit der neuesten Entwicklung ist aufs schwerste zu beklagen, und ich wünschte nicht, dass sie auch die nächste Epoche beherrschte. Dass die Hoffnung auf eigenartige Sonderentwicklung nicht ganz auf nichts gestellt ist, lässt der von vortrefflichen Baukünstlern gestreute und allmählich aufgehende Samen erkennen.

Wenn man bedenkt, dass sich im 19. Jahrhundert die Bevölkerung Deutschlands mehr als verdoppelt hat, so wird man verstehen, dass wir mehr wie alle andern Zeiten dazu gezwungen gewesen sind, in grosser Schnelligkeit neue Stadtteile, ja ganze Städte aus dem Boden zu stampfen. Das wäre an sich noch kein Grund gewesen, die Anlagen schlecht zu machen. Wir aber haben nur ein Ideal dabei vor Augen gehabt, den Moloch unserer Zeit: die Grosstadt.

Der Mensch von heute glaubt, dass es nichts Schöneres gäbe als die Grosstadt. Überall, wo die Wahl eines Wohnsitzes in Frage kommt, ist die Grosstadt das zuerst Ersehnte. Bei jeder Bauanlage, sei sie wo sie wolle, werden die Bedürfnisse und Anschauungen der Grosstadt zugrunde gelegt; der Wunsch einer jeden Stadt- oder Dorfgemeinde ist es, in möglichst kurzer Zeit Grossstadt zu werden oder ihr doch zum mindesten bald ähnlich zu sehen. Bei einem so allgemeinen Drange nach einem bestimmten Ideale hin verlohnt es sich der Mühe, einmal näher zu untersuchen, inwieweit sich dieses Drängen, Sehnen und Wünschen in der Tat rechtfertigen lässt.

Eine historische Erwägung wird bestätigen, dass die grossen Städte im allgemeinen die Kulturträger ihrer Zeit waren. Nicht durchaus. Athen, Rom, Florenz waren es. Daneben wird man aber nicht umhin können, auch mit den Namen Olympia, Assisi, Weimar die Vorstellung wichtiger Kulturträger ihrer Zeit zu verbinden. Der Bedeutung der Grosstädte wird das an sich nichts anhaben. Nur eine Erwägung liegt nahe. Die grossen Kulturzentren zählten, von einigen Ausnahmen der dem Verfall nahen Städte wie Rom und Babylon abgesehen, zur Zeit ihrer Blüte kaum mehr wie hunderttausend Menschen; unsere Grosstädte aber zählen nach Millionen. Es drängt sich einem die Frage auf, was diese Millionenzahl zu bedeuten hat, ob in ihr das Wesen der Grosstadt liegt oder ob wir im Gegenteil in ihr nichts als eine Hypertrophie des

Städtewachstums zu betrachten haben, die den Körperumfang zwar in ausserordentlicher Weise vergrössert, zu gleicher Zeit aber seine Gesundheit herabsetzt und überall mehr Schaden als Nutzen bringt.

Die Maasse des Menschenleibes sind durch die in uralten Anpassungen entstandenen Lebensbedingungen festgelegt. Sogar die Grösse des tierischen Organismus überhaupt erscheint durch die Bedingungen unseres Planeten tief innerlich begründet. Da gibt es grosse und kleine, Mäuse und Elefanten. Aber die Riesen der Dimensionen, die Urweltstiere, haben sich nicht als die zweckmässigste Grösse erwiesen. Sie sind ausgestorben, und eine nur mittlere Raumgrösse, der Mensch, ist Herr der Erde geworden.

Ich glaube in der Tat, dieser hier angedeutete Vergleich führt uns auf einen nicht unrichtigen Weg. Auch Städte sind Organismen, die aus ihren natürlichen Bedingungen so wenig herauskönnen, als der Mensch aus den seinen. Ein zu dünner, schwacher Leib vermag geniale Ideen auszudenken, aber er besitzt körperlich zu wenig Kapazität, um vieles auszuhalten. Im Körper eines Fettkolosses kann sich der geschulteste Geist bergen. Sein Leibesumfang wird ihm aber zur Betätigung seines Geistes nur hinderlich sein. Es gibt ein günstigstes Verhältnis für jeden Organismus, das ihn zur höchsten Leistung befähigt.

Auch Städte sind Organismen, die natürliche Bedingungen in sich tragen. Denn die einzelnen Teile ihres Organismus sind immer Menschen, die für sich eine Kon-

stante bilden, die ziemlich unveränderlich ist. Wir sehen, dass Florenz mit seinen hunderttausend Einwohnern das Haupt der ganzen Renaissance bedeutete. Die Zahl derer, die die eigentlichen, führenden Ideen in sich trugen, war natürlich eine weit geringere, aber der Kopf brauchte einen Körper von dem Umfang, wie er ungefähr jenen Ziffern entsprach, um Widerstandsfähigkeit und Kraft genug zu erlangen. Es fragt sich, ob nicht etwa unsere heutigen Städte in ihren Millionen, um es bildlich auszudrücken, nur eine Art Fettansammlung besitzen, die die Funktionen und die Gesundheit des ganzen Organismus sehr herabsetzen, ohne seine Leistungsfähigkeit und seine Macht entsprechend der Zahl zu erhöhen. Man frage sich, worin die Macht einer Grosstadt liegt. Sind es die ungeheuren Strassenzüge mit ihren indifferenten Bewohnern, die meist mit ihrer Beschäftigung nur rein äusserlich an die Existenz der Grosstadt gebunden sind? Sind es die Arbeiter, die Sorgenkinder? Ist es das Heer von Mitläufern der Grosstadt, die dem Namen den fatalen Beigeschmack geben?

Ich will der Reihe nach all die Elemente anführen, die der Hauptstadt eines Landes ihre Macht, ihren Glanz und ihre segenspendende Fruchtbarkeit verleihen können. Es ist dies zunächst der Fürst mit seinem Hofe. Rechnet man alles das hinzu, was er mittel- und unmittelbar in Nahrung setzt und was sich um ihn herum schart, so wird dadurch allerdings eine recht beträchtliche, im

Vergleich zur Millionenziffer aber lächerlich geringe Zahl herauskommen. Neben dem Fürsten leben dort die Beamten der Regierung. Auch sie bilden eine stattliche Ziffer, aber trotzdem sind es wieder nicht so viele, um als irgend eine ausschlaggebende Zahl der Bestandteile der Millionenstadt zu gelten. Nicht anders steht es mit den Universitäten und alle dem, was sie in Gefolgschaft haben, nicht anders mit den Führern der Kunst und Wissenschaft, mit der Heeresleitung, mit den Grosskaufleuten und der Zahl derjenigen Persönlichkeiten, die für die Kultur eines Landes wichtig werden. Brauchen diese nun tatsächlich die Folie von zwei Millionen anderer Lebewesen, die sich räumlich in unmittelbarster Nähe um sie herum gruppieren? Heute, in einer Zeit, die räumliche Entfernungen leichter wie je vorher überwindet, die den Austausch geistiger und leiblicher Güter in einer Weise vereinfacht hat, dass kaum mehr irgendwelche Schwierigkeiten durch örtliche Trennungen entstehen können, liegt für das räumliche Zusammendrängen weniger Grund vor denn je. Man könnte nun einwenden, dass die Mittel einer Stadt durch die Menge der Einwohner wüchsen, und diese reichen Mittel für die Kultur eines Volkes nutzbar gemacht werden könnten. Diese Beobachtung scheint richtig beim Wachsen bis zu einer gewissen Ziffer. Dann aber tritt eine Erscheinung ein, die ich mit gewissen Beobachtungen auf wissenschaftlichem Gebiet vergleichen möchte, in denen eine

Wirkung durch Vermehrung der aufgewandten Kräfte bis zu einer bestimmten Höhe steigt. Werden diese Kräfte dann aber weiter gesteigert, so tritt nicht abermaliges Wachstum der Erscheinung ein, sondern im Gegenteil, sie vermindert sich. Ähnliches scheint sich beim Wachstum der Städte herauszustellen. Die menschlichen Bedürfnisse bis zu einer bestimmten Höhe lassen sich bewältigen. Mit einer neuen Steigerung treten aber Schwierigkeiten ein, die in keinem Verhältnis mehr zu den gleichzeitig entstehenden reicheren Mitteln stehen, sondern so ins Ungeheure wachsen, dass im ganzen genommen Schädigung anstatt Stärkung entsteht, indem für die Menschheit unwürdige und unzweckmässige Zustände geschaffen werden. Eine Menge Beobachtungen können das bestätigen.

Das Zentrum einer jeden Stadt wird dem geschäftlichen Leben des Handels und dem Sitz gewisser Verwaltungen vorbehalten sein. Die hohen Boden- und Gebäudewerte dieser zentralen Teile bringen es von selbst mit sich, dass die Wohnungen der Einwohner sich mehr nach der Peripherie lagern und so einen grossen Gürtel um die Stadt legen, die den Kern gleichsam von der freien Natur abschliesst und ihm auf diese Weise einen Teil seiner natürlichen menschlichen Wohnbedingungen nimmt. Bei weiterem Wachstum bemächtigt sich nun aber der Kern eines Teiles der Peripherie und drängt die Wohnteile wieder ein Stück weit heraus. Die Woh-

nungen lagern sich jetzt gleichsam vor die Stadt. Wenn auch das nicht mehr reicht, so entstehen Vororte, die in weiterer Entfernung von der Stadt angelegt werden, in der Hoffnung, dass ihre freiere Lage den Bewohnern gewisse Bedingungen bietet, die dem Menschen für Leben und Gesundheit doch nun einmal unerlässlich sind. Aber auch das scheint eine Täuschung, denn allmählich fliessen die Vororte durch eigenes Wachstum wieder alle zu einem Körper zusammen, der schliesslich sogar wieder mit der Mutterstadt verschmilzt, sodass endlich kleine Nachbarstädte herangezogen werden müssen oder von neuem entstehen, um die unerlässlichen Wohnbedingungen wieder zu gewinnen. So legt sich ein Gürtel um den andern Gürtel, von dem immer nur der äusserste Gürtel eigentlich zum Wohnen taugt, bis sich wieder ein weiterer Gürtel um diesen legt, dem bald durch einen wieder neuen das gleiche Schicksal wird.

Es bleibt aber nicht allein bei den Wohngürteln. Es tritt noch ein neuer Umstand hinzu, der für das Leben in unsern grossen Städten noch ganz besonders wichtig wird. Unsere Grosstädte sind wie riesenhafte Feuerstätten, die durch ihre Glut meilenweit im Umkreis das freie grüne Land gleichsam verbrennen und versengen. Wie Vulkane, die nach aussen ihre Lavaschlacken vor sich herschieben, so sind unsere Städte stets bestrebt, das, was im Inneren als unliebsam angesehen wird, herauszuwerfen und an ihrer Peripherie vor sich herzuschieben. Bei Städten mittleren

Umfangs stören diese Teile nicht, weil sie sich hier bei ihrer verhältnismässigen Kleinheit noch nicht in Ringform ablagern, sondern nur vereinzelte Stätten bilden, die leicht umgangen oder rasch durchschritten werden können. Bei unsern Riesenstädten aber bildet diese Zone einen ungeheuren äussersten Ring aus öden parzellierten Boden, Abholzungen, Fabriken, Baustellen, Schmutz und Hässlichkeit, in den man unfehlbar gelangt, wenn man aus dem Innern ins Freie will. Mögen auch vereinzelte Ausnahmen davon bestehen, die Regel wird durch sie bestätigt. Was nun die Wohngürtel gelassen haben, das vollendet jetzt diese äusserste Zone, die ich die des versengten Landes nennen möchte. Und mag die Stadtverwaltung draussen auch noch so viel für Parke, Volksgarten, Stadtwald und dergleichen tun — immer liegt wieder ein Stück weiter draussen das Werdende, wie es sich die Grosstadt erzeugt, das sich wie ein Isoliergürtel um den ungeheuren Leib der Stadt legt, als wollte es von ihm alles freie Leben der Natur sorgsam abhalten.

Diese Schraube ohne Ende ist eine der tragischsten Erscheinungen, die wir bei den menschlichen Wohnansiedlungen beobachten können. Die Unglücklichen, die gezwungen sind, in diesen Steinhaufen ihr Leben zu verbringen, müssen unbedingt einen Teil des Besten, was sie überhaupt vom Leben haben, für immer opfern. Und mit ihnen wird ein grosser Teil der Menschheitsentwicklung selbst in Sackgassen gedrängt. Es fällt ins Bereich

der Schutzgedanken, wenn die Bewohner selbst davon nichts hören wollen. Das Leben des Menschen hat sich seit vielen Jahrtausenden gewissen Bedingungen angepasst, die sich als die für ihn gemässesten herausgestellt haben. Diese Bedingungen sind nicht so eng gestellt, dass ein Darunter oder Darüber sich ganz streng verböte, aber gewisse Grenzen sind da, und wir müssen beobachten, wie jedes Überschreiten der Grenze sich rächt. Nun haben wir die schöne Lehre der Anpassung, und flugs macht sich der Grosstädter seine Moral zurecht, indem er behauptet, dass er sich längst den merkwürdigen Bedingungen dieser Steinwüsten angepasst habe.

Es ist ein ganz schönes Ding mit der Lehre der Anpassung. Gewiss, der Mensch hat sich vielem angepasst, dem die Menschen von vor tausend Jahren noch nicht gewachsen gewesen wären. Aber man darf nicht glauben, dass sich das Gesetz der Anpassung ungestraft in infinitum anwenden liesse. Wenn wir uns Rat bei den Naturwissenschaften holen, sehen wir, dass auch die Anpassung ihre Grenzen hat, und dass es sich rächt, über diese Grenzen hinaus sie zu versuchen. Und beim modernen Menschen hat es sich scheinbar schon gerächt.

Es gibt in den unterirdischen Grotten des Karst einen Molch. Von diesem Molch wird erzählt, dass er früher gute Augen gehabt hätte, wie jedes andere Tierlein. Als aber seine Sippe ihre Wohnungen dauernd in die dunklen unterirdischen Grotten verlegte, geschah dem

Tierchen etwas sehr Merkwürdiges: es verlor sein Augenlicht, indem es sich den Bedingungen der ewigen Nacht, in der ihm seine Augen doch nichts geholfen hätten, anpasste. Gewiss, es lebt immer noch und wird sogar als ein naturgeschichtliches Wunderding betrachtet. Und ich fürchte, auch der moderne Grosstädter wird bald als ein solches naturgeschichtliches Wunderding betrachtet werden müssen. Er hat nämlich nicht allein seine Augen, sondern überhaupt seine sämtlichen fünf Sinne verloren, stirbt deswegen aber immer noch nicht aus, sondern wird sehr bewundert.

Im Ernst gesprochen: wohin führt der Weg dieser Entwicklung? Lassen wir die Frage nach individuellem Glück oder doch auch nur menschheitswürdigem Zustande des Einzelnen ganz ausser Betracht und richten wir sie allein nach entwicklungsgeschichtlichen Gesichtspunkten, nach dem Glück der Rasse, wie es unsere Zeit so gern tut. Kommt da die Art und Weise, wie wir uns jetzt unser Leben einrichten, nicht dem langsamen Selbstmord recht nahe? Man braucht keine Ideen von Naturmenschentum aufzustellen, um verlangen zu können, dass der Mensch Zusammenhang mit Himmel, Wasser und Erde behält. Das Kind der Grosstadt kennt keine Erde mehr, nur noch Asphalt, für ihn verliert die Farbe des Himmels und die Gestalt der Wolken ihre Bedeutung, da sie mit seinem Leben und seiner Umgebung in keinem Zusammenhang stehen, und der Anblick einer tief ver-

schneiten Gegend erfüllt es mit Verwunderung. Es weiss von den Jahreszeiten nur so viel, dass ihm der Sommer durch seine Hitze lästig wird und dass der Winter durch die Notwendigkeit des Einheizens Kosten bereitet. Aber kann es unserm Volkstum in seiner Gesamtheit zu wünschen sein, dass immer mehr Menschen in solcher Absperrung aufwachsen?

Da die einzelnen gürtelbildenden ungeheuren Strassenzüge doch nun einmal gebaut sind und ungezählte Wohnungen enthalten, so müssen sie auch bewohnt werden. Mögen die Bewohner selbst die besten Gedanken und Bestrebungen hegen, — die ungeheure Grosstadt macht alles zunichte, und die grössten Wohnungen, die höchsten Zimmerhöhen und die besten hygienischen Einrichtungen können das nicht ersetzen, was jedem Bauer als selbstverständliches Geschenk in den Schoss fällt. Vorn und hinten, rechts und links, überall kreuzen sich die gleichen Strassenzüge, die von sausenden und donnernden elektrischen Strassenbahnen durchzogen sind. Wer den Versuch macht, nach alter lieber Gewohnheit durch etwas Bewegung im Freien seinen Organismus zu erhalten, wird bald bemerken, dass er Unmögliches erstrebt. Gewiss, er kann die Strassenzüge kilometerweise auf und ab laufen, zwischen lärmendem, hastendem Volk, von Wagen bedrängt, von elektrischen Bahnen gehetzt. Er kann stundenlang so die Grosstadt durchirren: was er sucht, Ausspannung der Nerven und die Wohltaten der

Natur, wird er nicht finden, sondern er wird müder, als er ausgegangen ist, heimkehren und bald erkennen lernen, dass es solche Erholung nicht gibt. Die wenigen Bevorzugten, in deren Nähe ein öffentlicher Park liegt, werden dies Surrogat benutzen so gut es geht, um dann schliesslich doch zu erkennen, dass ein eigentlicher Ersatz für die freie Natur damit nicht geboten ist. Wer aber versucht, diese zu gewinnen, der muss entweder die Zeit haben, täglich einen halben Tag einem solchen Reiseausflug zu widmen, oder er wird ihn nur so selten unternehmen können, dass die Befriedigung des Bedürfnisses zum seltenen Vergnügen wird.

Besser sind ja diejenigen dran, die sich ganz weit draussen in den äussersten Vororten ansiedeln können, obgleich bei ihnen die Reise in umgekehrter Richtung angeht. Diese täglichen Hetzen herein in die Stadt und dann am Spätnachmittag oder Abend wieder heraus, schaffen ein Leben, das in seiner Zweiteilung kaum als das für den Menschen gemässe erscheinen kann. Gewiss, es geht, und es ist auch noch besser als manches Schlimmere. Dass es aber eine gute Lösung der Menschenansiedlung wäre, wird niemand behaupten wollen. Und alles nur der Entartung, der Millionenstadt zuliebe.

Mit der Länge dieser Sackgasse wächst der Drang, ihr zu entfliehen. Mit der Nachfrage steigt das Angebot, und die Verkehrsmittel wachsen in einer Weise, dass aus der Hilfe selbst wieder eine neue Plage wird und

unerträgliche Zustände durch diese Verkehrsbelästigungen entstehen. Deshalb müssen mit der Zeit die Verkehrswege immer kompliziertere und unnatürlichere werden. Um die rasende Geschwindigkeit zu erreichen, müssen sie durch die Erde geleitet und über den Strassen entlang geführt werden, was das Leben immer künstlicher und aufreibender gestaltet. Und wozu die ganzen Anstrengungen? Wäre keine Grosstadt grösser, als dass jeder Bewohner ohne sonderliche Mühe und Anstrengung ihre Peripherie und die freie Natur erreichen könnte, so brauchten keine Macht, keine Schönheit, keine fördernden Kulturideen aufgegeben werden, wohl aber könnte sich das Menschenleben der Einzelnen in den Bahnen entwickeln, die den uralten Werdebedingungen und Anpassungen des Menschengeschlechts entsprechen. Wo könnten wir sein, wenn die ungeheure Geistes- und Körperarbeit, die an die technische Befriedigung solcher ganz unnötig künstlich gezüchteten Bedürfnisse verschwendet wird, für die wirklichen Bedürfnisse der Menschheit verwendet würden!

Genau dieselbe Schraube ohne Ende entwickelt sich bei der Befriedigung der hygienischen Anforderungen der Grosstadt. Um die Bewohnbarkeit einer Stadt von hunderttausend Einwohnern durch technische Hilfsmittel gesundheitlich auf das Niveau zu bringen, das wir nach heutiger Erkenntnis fordern, bedarf es des Aufwandes gewisser Kräfte. Um diesen Bedürfnissen in gleicher Weise aber

bei einer zehnmal grösseren Stadt abzuhelfen, bedarf es nicht zehnmal, sondern hundertmal so grosser Anstrengungen, weil die Schwierigkeiten gleichsam im Quadrat wachsen. Man denke nur als Beispiel an die Kanalisation. Sie hat sich bei den Grosstädten bereits zu einem Problem entwickelt, dem die klügsten Köpfe etwas ratlos gegenüberstehen, während sich die Frage bei Städten von geringerem Umfang leidlich gut lösen lässt. Das wiederholt sich aber auf jedem neuen Gebiet in der gleichen Weise, sodass schliesslich ein Rattenkönig von Schwierigkeiten entsteht, dessen man nicht Herr werden kann.

Je mehr Grosstädte entstehen, und je grösser sie werden, desto mehr sind die dort eingepferchten Menschen gezwungen, mindestens einmal im Sommer in einem Monat das nachzuholen, was man in den 11 übrigen unterlassen hat. Diese Völkerwanderung der Städter aufs Land, diese Überschwemmung der Dörfer mit Sommerfrischlern mit ihren Begleit- oder Folgeerscheinungen korrumpiert nun wieder derartig das Land, dass wir bald überhaupt keine ländlichen Verhältnisse, keine ländlichen Tugenden mehr besitzen werden. Und es wird nicht lange dauern, so gibt es im Sommer überhaupt keinen einsamen Ort mehr, der nicht durch die Sommerfrischlerplage verseucht wäre.

So wird der moderne Mensch durch die Segnungen der Zeit in immer ungünstige und ungünstigere Lebensbedingungen versetzt, und jede neue technische Errungen-

schaft muss dazu herhalten, als schlechtes Surrogat für den Verlust von etwas zu dienen, das der Mensch früher natürlich besass und es deswegen nicht einmal besonders schätzte. Aber die neunmal Klugen sagen: der moderne Mensch muss sich anpassen. Das will hier sagen: es liegt nun einmal im Zug der Zeit, dass die Menschen in die Grosstadt drängen, und sie werden ja wohl auch ihre Gründe dazu haben. Und wie soll man es überhaupt hindern? Raum zum Wohnen muss doch geschaffen werden, wenn der Andrang da ist. Man könnte darauf antworten: Die Motten müssen ja auch wohl ihre Gründe haben, weshalb sie sich in das Licht drängen. Ist damit bewiesen, dass der Zug der Zeit ein gesunder ist? Gebt dem Volk ein anderes und besseres Ideal, und es wird nach dem besseren drängen. Ein jeder muss von seiner Stelle aus versuchen, das Ideal der Grosstadt zu zerstören und dafür ein neues, edleres, menschlicheres aufbauen. Denn die Grosstadtsucht unserer Zeit ist nur eins der schlechten Ziele, die sich die Menschen unserer modernen Zeit gesetzt und die uns so tief in die Sackgasse geführt haben. Die ganze mühsam erstrebte Anpassung an unmögliche Verhältnisse wäre unnötig, wenn die Menschheit ein besseres Ideal hätte.

Wir geraten hier auf ein anderes Gebiet, das zwar im engsten Zusammenhang mit den Fragen des Städtebaus steht, hier jedoch nicht zum Thema genommen ist. Kurz mussten aber trotzdem diese Gedanken gestreift werden,

denn es erscheint mir sehr falsch, alle Bemühungen um Städtebaufragen immer wieder allein auf die Grosstadt zu beziehen. Auch die kleineren und kleinen Städte sind wichtig, ja sie werden mit der Zeit eine immer grössere Bedeutung haben, wenn die Grosstadtkrankheit überwunden ist. Und da es bei uns in Deutschland noch gar vieles zu retten gilt, habe ich manche Betrachtung mit in das Buch aufgenommen, die für die eigentliche Grosstadt leider nicht mehr nützen kann. Dass natürlich die Hauptgrundsätze für alle neuen Menschheitsansiedlungen, mögen sie sich nennen, wie sie wollen, überall ziemlich die gleichen sind, wird man leicht beim aufmerksamen Lesen erkennen.

I. KAPITEL

Auch die beste Gestaltung der einzelnen Bauformen, der Häuser, der Kirchen, der Schlösser, Brücken und Brunnen kann nichts frommen, wenn die grosse Form, die sie alle zusammenfasst, unzweckmässig und hässlich ist. Solange man noch nicht wieder die Gesetze erkannt hat, denen die grossen Formen unserer Baukunst, die Formen des Städtebaus unterliegen, so lange ist keine Hoffnung, dass das Bild unseres Landes wieder edlere Züge annimmt. Umgekehrt ist es natürlich auch nicht zu vergessen, dass selbst die besten Bebauungspläne nichts frommen, wenn die Formen der Bebauung ihrem Sinn stracks entgegenlaufen und die jämmerlichen Formen unsrer heutigen Bauerei jeder Baugruppe ihren Stempel aufdrücken.

Wenn wir einen Blick auf eine schöne alte Stadt werfen, so sind wir ergriffen von der wundervollen Harmonie, mit der das Bild sich zusammenschliesst. Viele werden geneigt sein, einen solchen Anblick ohne wei-

teres den landschaftlichen Schönheiten zuzuschreiben. In Wahrheit handelt es sich aber um ein Kunstwerk, wenn auch Tausende von Köpfen die Erfinder und weitere Tausende von Händen die Ausführenden waren, deren Werk sich oft über viele Hunderte von Jahren hinzieht. Es liegt vielleicht auch kein vorgefasster Gesamtplan zugrunde, der eine verwarf, was der andere begonnen, der Weiterbau des Begonnenen geschah mit veränderten Ideen. Nicht immer war Aufbau die Weiterbildung des Städtebildes; auch Zerstörung malte an ihm, und die Natur kam mit Wasser und grünem Pflanzenwuchs, gerufen oder auch ungerufen zur Mitarbeit. Untersuchen wir so ein Städtebild auf den Wert seiner einzelnen Bestandteile, so werden wir oft erstaunt sein, wie wenig seine Schönheit abhängig ist von den Werten der einzelnen Bauwerke, als einzelne Kunstwerke betrachtet. Die Stadt als Gesamtkunstwerk unterliegt eben ihren eigenen Gesetzen. Die Anhäufung der schönsten Bauwerke der Welt braucht an sich noch durchaus kein schönes Städtebild zu ergeben. Wenn wir das Strassburger Münster, die römische Peterskirche, das Berliner Schloss, die Braunschweiger Kaiserpfalz, den Dresdner Zwinger und das Pariser Louvre und das Pantheon alle nebeneinander setzten, so wäre es sehr zweifelhaft, ob durch diese Aneinanderreihung ein schönes Städtebild entstände, obgleich es nicht zweifelhaft wäre, dass man damit eine Sammlung der edelsten Bauwerke besässe. Es muss etwas

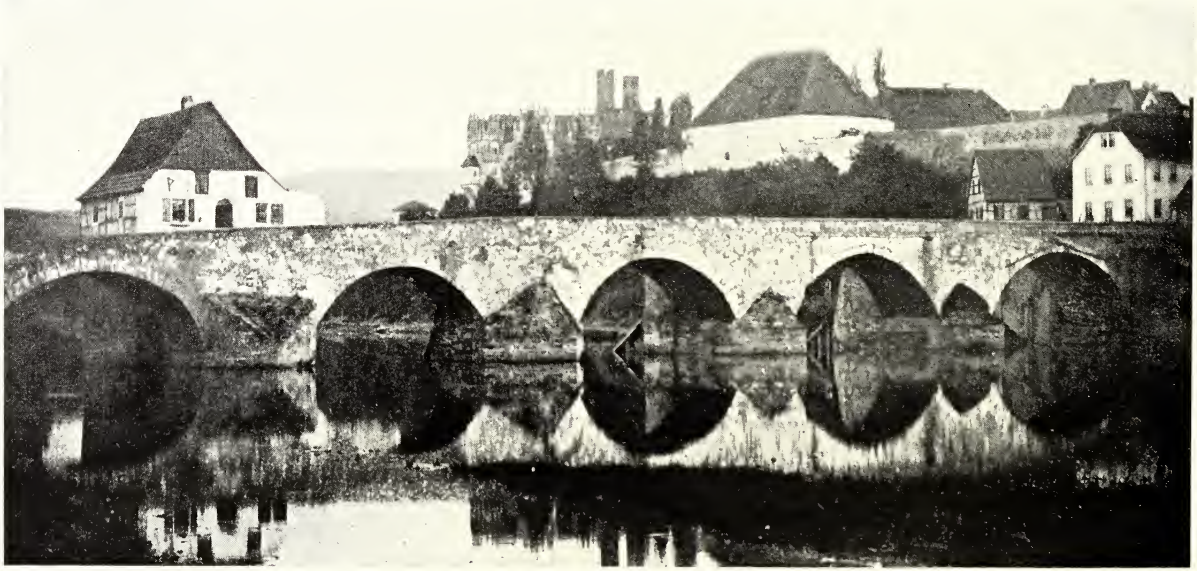


Abbildung 1

Alte Saalebrücke in Saalfeld
Beispiel für ein ausserordentlich harmonisches Städtebild

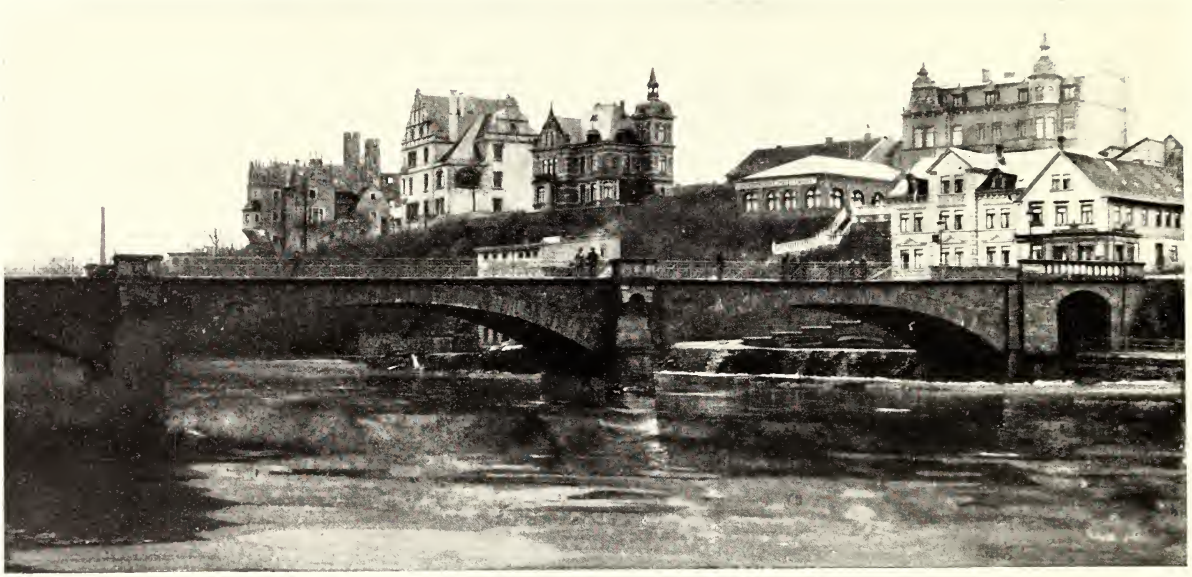


Abbildung 2

Aufnahme von derselben Stelle nach etwa 15 Jahren. Das gesamte Städtebild ist vollkommen planlos zerstört

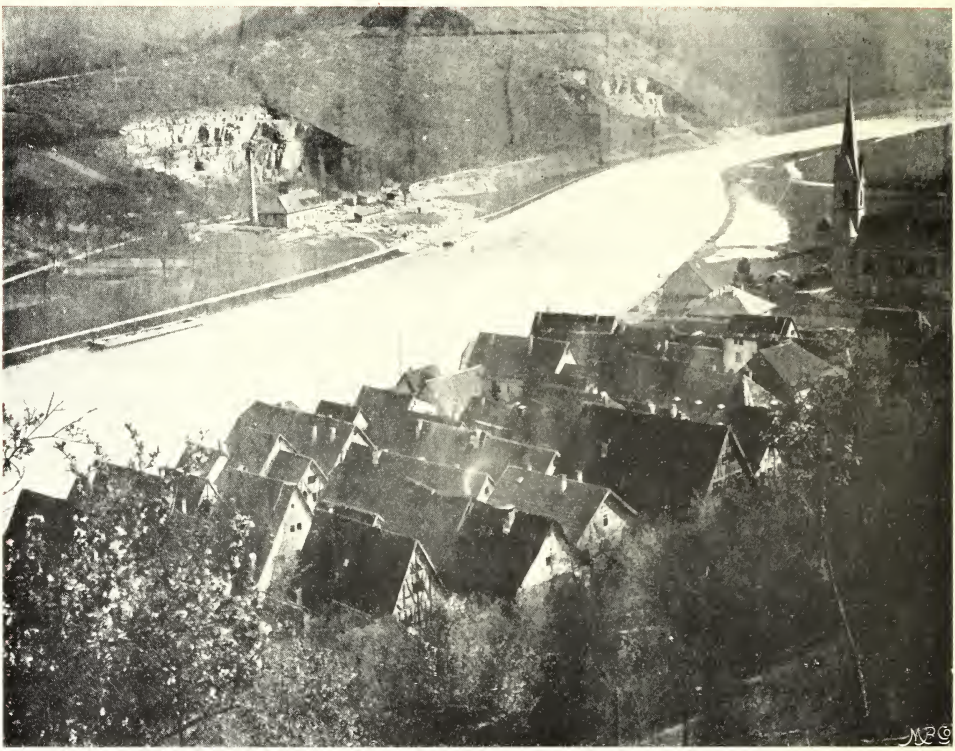


Abbildung 3

Blick auf Hirachhorn am Neckar.
Beispiel für ein harmonisches
Kleinstadt- und Landschaftsbild.

ähnliches sein, wie etwa eine Oper als Gesamtkunstwerk. Eine Zusammenhäufung der schönsten musikalischen Einzelschöpfungen ergibt deswegen wohl noch lange nicht eine Oper. Für die Schönheit des Städtebildes als solches scheint es nicht durchaus notwendig zu sein, dass seine einzelnen Bestandteile Kunstwerke im engeren Sinne sind. Der wundervolle Rhythmus, der durch ein solches Bild geht, liegt im Aufbau seiner Massen zueinander, den Stimmungswerten, die den einzelnen Teilen anhaften, und der geheimnisvollen Ahnung, die uns der Gesamtanblick einer Stadt von dem innersten Herzschlag ihres Lebens übermittelt. Betrachten wir ein Bild wie unser Titelbild, so werden wir sofort gefesselt von der wundervollen Raumwirkung, die durch die Häusergruppierung entsteht, und den sich so mannigfaltig steigernden Aufbau der grossen Massen. Es ist eines der schönsten Grosstadtbilder, die je existiert haben mögen.

Aber nicht allein der Glanz grosser und reicher Bauten vermag ein schönes Städtebild zu schaffen. Ein Anblick wie unsere Abbildung 1 zeigt in seiner Art nicht geringere Schönheitswerte. Es hiesse den Begriff unsrer Worte etwas gewaltsam dehnen, wollte man die alte Brücke oder das Torwärterhaus auf ihr als Einzel-Kunstwerk ansprechen. Auch die beiden grauen Türme oben sind eher ungefüge Mauermassen als Kunstwerke, und der niedrige Bau mit dem mächtigen Dach rechts von ihnen ist es auch nicht. Das kleine Fachwerkhaus unten ist

Abbildung 4

Blick auf Freiburg a. d. Unstrut
Beispiel für ein harmonisches
Kleinstadt- und Landschaftsbild

ein Häuschen wie es ungezählte Tausende gibt, und von dem grösseren weissen Hause neben ihm kann man weder von schön noch von hässlich sprechen, da es einfach eine stille, ruhige menschliche Behausung ist. Die Wasserfläche spiegelt nicht anders wie jede Wasserfläche und Busch und Baum sind nur spärlich im Hintergrunde verteilt. Von irgendwelchen besonderen oder gar aussergewöhnlichen Werten ist nirgends etwas zu entdecken. Und doch stehen wir hier vor einem Städtebilde von wundervoller Schönheit. Es ist deswegen noch lange kein Ort, dessen einzigartige Gestaltung ihn vor allen andern ausgezeichnet hätte, und der deshalb der ganzen Welt bekannt geworden wäre. Städtebilder von gleicher oder grösserer Schönheit gab es ungezählte in unserm Lande. Ja, eine jede Stadt oder Dorfgemeinde bot von aussen geschaut eine sichtbare Harmonie, die einstmals eine selbstverständliche war und deshalb kaum besonders geschätzt wurde. Wir Jüngeren wissen noch aus unserer Jugend, dass ein Anblick wie Abbildung 3 oder Abbildung 4 nichts Seltenes war, wenn Wanderungen uns durch die Fluren unserer Heimat führten. Dass nicht nur Wald und Feld, Berg und Tal, sondern auch Städte und Dörfer herrliche Schönheiten boten, und dass ihr Anblick etwas unendlich Beglückendes hatte, waren damals schon die Grundsteine erster kindlicher Erkenntnis. Und jede Ferne verbarg mit Gewissheit neue ungeahnte Herrlichkeit, die nie die Erwartung betrog. So verbanden sich die Stätten unseres

Vaterlandes zu einem Kranz von Schönheiten, den die Liebe zur Heimat als ihr Eigentum beanspruchte.

Da kroch ein fremdes hässliches Ungetüm über unser Land und fing an die Schönheit gierig zu fressen. Stück um Stück verschwand aus dem Kranze, und das, was wie Pilzsaat neu entstand, trug das Kainszeichen der Hässlichkeit auf seiner Stirne.

Man kann nicht verlangen, dass ewig alles beim alten bliebe. Eine andere Frage ist es, ob es nicht gewisse Dinge geben sollte, die man schonte. Für einige kunstgeschichtlich katalogisierte Kirchen und sonstige Baudenkmäler gilt das heute schon beinahe als selbstverständlich. Kehren wir nochmal zu unserm Bilde Abbildung 1 zurück. Da ist vor allen Dingen der alte Burgwall oben auf der Zinne der Stadt mit seinen verschiedenen Bauten. Ich weiss nicht, ob es so falsch wäre, wenn man den Standpunkt einnähme, dass eine solche Bekrönung des Stadtbildes, die schon von weither sichtbar der Stadt das uns vertraute Aussehen gibt und so ihr Wahrzeichen geworden ist, nicht auch ruhig weiter erhalten werden könnte, ohne dass sich die Bauspekulation ihrer bemächtigte. Der grosse Vorteil, im weiteren Sinne sogar der wirtschaftliche Vorteil, wäre dann jedenfalls auf seiten der Stadt. Fast überall kann sich diese Bauspekulation nach andern Richtungen hin genau so gut entwickeln, und das Neue würde dann durch die Nachbarschaft des schönen Alten auch wirtschaftlich nur gewinnen. Es gibt

aber auch Fälle, in denen eine solche Schonung beim besten Willen nicht durchführbar ist. Auch alte Städtebilder veränderten sich ja, und man war oft recht wenig pietätvoll gegen das Alte. Liegt darin aber die Notwendigkeit, dass die Veränderung auf so hässliche Weise vor sich gehen muss, wie hier auf unserm Beispiele und bei den Tausenden und Abertausenden von Stätten, die weitere Beispiele dafür abgeben? Bei einem Hochwasser wurden der alten Brücke ein oder einige Joche weggerissen. Musste man sie deswegen gleich ganz demolieren? Die neue Brücke steht ja ohnedies an einer andern Stelle; konnte man sie nicht ruhig neben die alte setzen und die alte mit ihrem Brückenhäuschen wieder ausbessern? All solcher Barbarismus wäre unmöglich, wenn sich unsere Bevölkerung noch eine Spur von ihrem natürlichen Gefühl für gute und zweckmässige Gestaltung bewahrt hätte, wie sie es in früheren Zeiten besass. Da es aber verloren gegangen ist, so bleibt kein anderer Weg, als von neuem die Gesetze zu erlernen, denen die Formen des Städtebaus unterliegen.

Ich will aber hier nicht mit Gesetzen anfangen, sondern ich möchte eine Methode versuchen, die gleichsam von aussen her durch vergleichende Anschauung an das Problem herantritt, um die einzelnen Gesichtspunkte zu gewinnen. Die entscheidende Frage ist die, woher wir die Beispiele nehmen, die wir zugrunde legen.

Ich bringe als Beispiele sehr viele Anlagen aus einer

Zeit, die schon etwas hinter uns liegt. Aus guten Gründen. Ich will an mustergültigen Beispielen die Gesetze ableiten und dem Auge durch Anschauung die Erkenntnis eröffnen; gute Beispiele gibt es im modernen Städtebau aber nicht, oder doch nur zu vereinzelt, um leicht gefunden zu werden. Das Wenige, was echte Künstler geschaffen haben, konnte noch nicht sichtbar werden, da die einzelnen guten Teile sich dem Ganzen, über das meist nur die Bauspekulation Macht hat, anfügen mussten.

Aus nichts kommt nichts, und auf einer Steinhalde muss der beste Samen vergehen. Ebenso müssen unsere besten Kräfte vergehen, wenn sie keinen kultivierten Acker vorfinden.

Diese einfachen Tatsachen müssen heute immer wieder entgegen jenen eigensinnigen Köpfen wiederholt werden, die sich darauf kapriziert haben, ihren an sich vielleicht guten Samen lieber auf eine taube Steinwüste zu säen, d. h. mit andern Worten, welche meinen, ohne den Nährboden unserer natürlichen Traditionen auszukommen.

Auch beim Städtebau können wir nicht aus dem Chaos herausschaffen, sondern müssen unsere natürliche Tradition der weiteren Entwicklung zugrunde legen.

Es ist wahr, dass mit diesem Programm bisher viel Unfug getrieben worden ist, und dass das Ergebnis sich meist als eine manchmal fast lächerliche Altertümelei her-

ausgestellt hat. Gerade der Städtebau ist ein gutes Beispiel, die richtige Anwendung der Methode zu zeigen.

Wenn man heute öffentlich sagt, wir müssten die Formen unserer Vergangenheit wieder kennen lernen, begreifen und unserem Weiterschaffen zugrunde legen, so ist hundert gegen eins zu wetten, dass beinahe alle darunter als selbstverständlich die Formen des Mittelalters oder der Frührenaissance verstehen, weil man doch lange genug gehört hat, dass sie allein unsere Vergangenheit repräsentieren und dass alles, was darauf folgte, einen schlimmen Niedergang der Kunst bedeutet habe und für uns überwunden sein müsste.

Die Wertschätzung des Mittelalters hat seit Jahrzehnten an Boden gewonnen und niemand wird mehr bestreiten, dass die handwerkliche Vollkommenheit seiner Schöpfungen heute noch fast unerreicht ist, und dass seine Formen eine Harmonie gewonnen hatten, die das romantische Bild des Mittelalters für uns mit einem Glorienschein umgibt, in dem Jahrzehnte ihre Sehnsucht und ihr Heil erblicken konnten.

Gerade auf diese Zeit aber trifft in hohem Grade und nirgends stärker als beim Städtebau die Behauptung derer zu, welche sagten: Kinder, ihr schwärmt, ihr treibt Romantik, denn ihr sucht nicht die Gestaltung eurer Ideale, sondern die einer fernen Vergangenheit, deren Bedingungen doch nur vereinzeltes mit eurer Gegenwart gemein haben.

Und in der Tat, betrachten wir mittelalterliche Städte,

so werden wir immer von neuem ergriffen von der Schönheit, mit der das Leben dieser Zeit Gestalt annahm. Sobald wir aber versuchen, in ihr Kleid hineinzuschlüpfen, werden wir uns bewusst, dass es nicht überall passt. Ein kurzes Nachdenken — und die anschauliche Untersuchung mittelalterlicher Bauanlagen wird uns das bestätigen.

Das Wesen der mittelalterlichen Stadt ist die umwehrte, mit Mauern, Toren und Türmen geschlossene und geschützte Stadt. Dieser Schutz legte ihr eine ganz besondere Entwicklung auf. Um die Verteidigung mittels Menschenmaterials überhaupt zu ermöglichen, durfte der Gürtel nicht zu weit sein. Ein starkes Zusammendrängen im Innern war deshalb von vorneherein erstes Prinzip. Das Wachstum kam oft einer Art Verfilzung nahe. Die Bewohner mittelalterlicher Städte glichen ja auch sehr wenig dem Durchschnittstypus des heutigen Bürgers. Gerade die beste städtische Figur, die das Mittelalter hervorgebracht hat, der zünftige Handwerksmeister, der den eigentlichen Repräsentanten des deutschen Städtetums bildete, gleicht in nichts mehr dem Bürger von heute, wie er den führenden Stand darstellt. Der Meister von damals wohnte im wesentlichen in seiner Werkstätte, die halb Laden, halb Wohnstube war und den Verkehr mit der Gasse vermittelte. Die Räume, die dem übrigen ausschliesslich familiären Verkehr dienten, waren äusserst bescheidene. Die Lebensweise wies auf derbere und schlichtere Formen des Hausrats hin, als wie unser Bür-

gerstand sie heute für nötig hält. Kamen dazu die oft merkwürdigen Begriffe von Lebenshygiene und allerlei andere mittelalterliche Vorurteile, so mussten Formen entstehen, die für uns antiquarische sind. Das darf uns nicht blind dagegen machen, dass trotzdem in jener Zeit Formen festgelegt wurden, die bis heute ihre mustergültige Bedeutung bewahrt haben. Dies gilt bei unserm Thema Städtebau vor allem von der Anlage von geschlossenen Plätzen, der Lagerung monumentaler Gebäude um und an denselben, der Anlage von Kirchen und ihrem Zusammenschluss in grosse Gebäudegruppen. Dies gilt ferner von der Art und Weise, wie sich der Fussgängerverkehr in den Strassen entwickelte und abspielte. Man muss dabei vollkommen das vergessen, was wir heute Strassenverkehr nennen: reissbrettartig gezogene Strassen, die im wesentlichen als Bahnkörper für sausende elektrische Wagenzüge dienen, zwischen denen eine geängstigte und gehetzte Menge sich in ungeordneter Hast drängt. Will man sich einen Begriff davon machen, was Strassenverkehr in edlen und geordneten Formen bedeutet, so kann man sich eine anschauliche Vorstellung davon noch in italienischen Städten holen, in denen eine uralte Tradition dem Volke das Bewusstsein erhalten hat, wie sich grosse Mengen auf Plätzen und Strassen zu bewegen haben, und wo es ein Vergnügen ist, sich durch das Gewühl zu schieben, in dem ein jeder Einzelne begreift, wie er sich dem Nachbar gegenüber zu

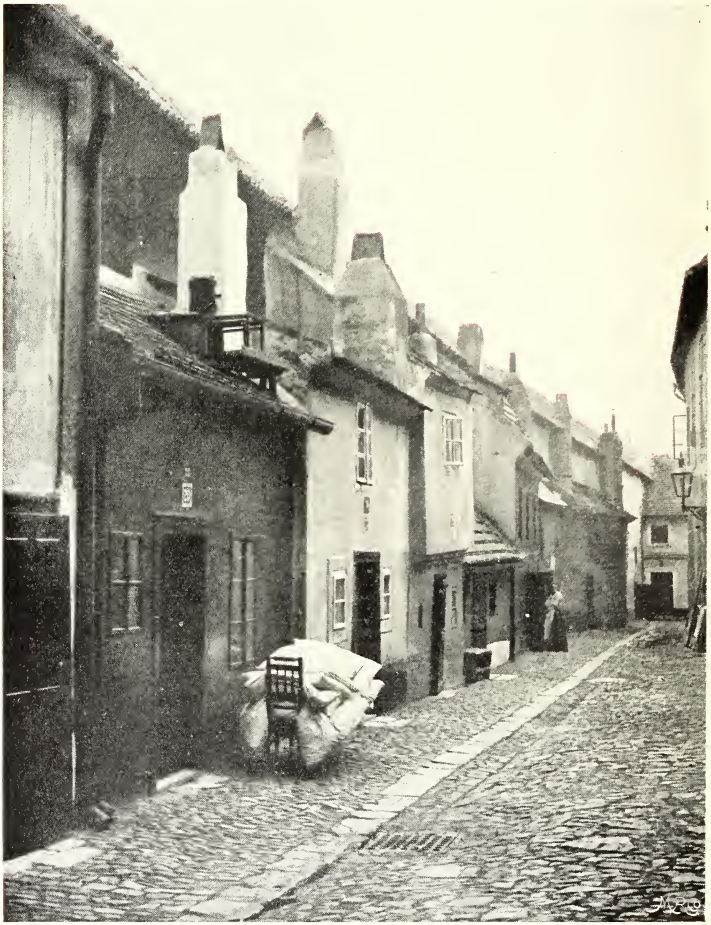


Abbildung 5

Alchymistengasse auf dem Hradschin in Prag. Beispiel für enge, winklige u. deshalb nicht vorbildliche Bauweise

benehmen hat. Es mag sein, dass wir Nordländer es nie zu der selbstverständlichen Anmut gebracht haben, die dem Südländer eigen ist; die Anlage der Plätze und Strassenzüge unserer Städte beweist uns indessen, wie ausserordentlich entwickelt das Verständnis für die Bedingungen des Verkehrs in jenen Zeiten auch bei uns gewesen sein muss.

Die Städte, wie sie uns mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts überkommen sind, enthalten aber in keiner Weise bloss den mittelalterlichen Kern, der von Festungsmauern umgeben war, sondern sie bestanden auch aus einem mehr oder minder weiten Gürtel von Vorstadt- und Gartenstrassen, wie die neuerwachte Freude an der freieren Natur, neues Verständnis für Gesundheitspflege und neue Wohlhabenheit hervorgebracht hatten.

Auch diese Formen müssen wir durchaus mit zur Tradition des Städtebaus rechnen, ja wir werden im Verfolg dieses Buches sehen, dass gerade in ihnen die wichtigsten und für die Zukunft entwicklungsfähigsten Formen zu finden sind.

Wir müssen also genau wissen, was für uns von der Tradition des Städtebaus wichtig ist und was wir als antiquarisch betrachten können. Wir werden bewundernd auch vor den engen und finstern Teilen alter Städte stehen, weil wir an ihnen erkennen können, dass auch sie trotz der ungünstigsten Verhältnisse noch schön wurden, besonders wenn wir hinzurechnen, dass die

Abbildung 6

Gässchen in Naumburg an der Saale. Beispiel für enge, winklige und deshalb nicht vorbildliche Stadtanlage.

meisten Beispiele uns in eigentlich verwahrlostem Zustande überkommen sind, und wenn wir bedenken, wie grauenhaft unsere öden Strassenzüge sein müssen, wenn sie in gleicher Weise alt und verwahrlost sein werden.

Abb. 5 und 6 führe ich an, um zu zeigen, dass interessante oder malerische Stadtteile nicht immer Gegenstand unserer Nachahmung zu sein brauchen. Die Dürftigkeit der Häuser auf Abb. 5 und die düstere Enge auf Abb. 6 werden in uns nicht den Wunsch erwecken, in gleich kümmerlicher und gleich enger Weise zu bauen, wiewohl wir an beiden still bewundern werden, wie die Gestaltungsfähigkeit jener Zeiten auch bei den armseligsten Aufgaben nicht versagte. Abb. 7 und besonders Abb. 8 zeigen uns Typen mittelalterlicher Bauart, bei denen die zahlreichen Fenster aufs lebhafteste der vielverschrieenen Lichtfeindlichkeit des Mittelalters widersprechen, eine Behauptung, die doch zum mindesten starke Einschränkungen erfahren muss. Beide Abbildungen, sowie auch Abb. 9, die diesmal sämtliche aus Grosstädten genommen sind, bestätigen uns dies. Denn wir finden auf allen grosse breite Fenster, die in die Eckzimmer eine erstaunliche Fülle von Licht hereingelassen haben müssen, zahlreiche luftige Galerien und weite schöne Höfe, wenn auch die Grundrisslösung manchmal noch in den Kinderschuhen steckte.

Abbildung 7

Strasse in Braunschweig. Beispiel für reichliche Fensteranlagen aus älterer Zeit

Abbildung 8

Alter Hof in Nürnberg. Beispiel für malerische, luftige Bauweise mit reichlichen Fensteranlagen

Abbildung 9

Strasse in Nürnberg. Beispiel für reichliche Fensteranlage aus älterer Zeit.

I. Strassenzüge.

Betrachtet man die Strasse auf Abb. 10, so wird wohl einem jeden das eigentümlich Heimische, Trauliche mehr oder minder bewusst werden. Untersucht man im einzelnen, durch welche Ursachen diese Wirkung hervorgebracht wird, so wird man zunächst finden, dass die Formen der Häuser selbst die Ursache bilden. Über dies Thema wurde in den vorhergehenden Bänden schon genugsam geredet. Aber auf diesem Bilde kommt noch etwas Besonderes hinzu. Es ist die Tatsache, dass wir die Häuser alle gleich gut sehen und zwar eine grosse Anzahl von fast einem Dutzend Häuser, die so aufgestellt sind, dass unser Auge an den Fassaden mühelos vorübergleitet und von jedem das Bemerkenswerteste wahrnimmt. Und man wird feststellen, dass die Häuserfronten in einer grossen geschwungenen Kurve angeordnet sind, wie auf dem danebenstehenden Grundriss deutlich dargestellt ist.* Durch diese Anordnung wickelt sich die Front der Häuser gleichsam vor unsern Augen ab, wodurch nicht allein die Häuser selbst erkennbar werden, sondern auch auf allen Teilen des Strassenbildes belebte Überschneidungen und charakteristische Formen-

* Der Anschaulichkeit halber sind die Verhältnisse auf den beigegebenen kleinen Grundrissen etwas übertrieben dargestellt. So würde z. B. bei Abb. 10 die Kurve der Strasse bei genauer Projektion weniger gekrümmt sein.

Abbildung 10

Strasse in Lobeda. Beispiel für gute Kurvenführung in einer Strassenflucht. Durch die Abwickelung werden alle Hausfronten sichtbar

Abbildung 11

Ungünstige Strassenanlage. Die Strasse führt auf kein sichtbares Ziel hin. Der Knick wirkt hart.

Abbildung 12

Dorf im Wethautal. Beispiel für eine gute Dorfstrassenanlage. Die Kurve macht alle Hausfronten sichtbar.

gestaltungen entstehen. Gleichsam als Widerspiel denke man sich nun die gegenüberliegende Häuserseite, die im Gegensatz zu der konkaven Kurve eine konvexe Kurve macht. Diese Häuserfront muss dann das Gegenteil der Abwicklung tun: diese Hausflucht muss so verschwinden, dass die vorderen Häuser dieser Strasse gleichsam kulissenartig vorrücken und so aufs wirksamste die andere Seite des Bildes schliessen.

Auf Abb. 12 sehen wir ein sehr lehrreiches Beispiel für die Abwicklung durch die Kurve. Hier folgt Giebel auf Giebel, sodass wir die ganze Reihe der interessanten Bauernhöfe zum Bilde geordnet vor uns liegen sehen. Abb. 13 ist ein Beispiel von einer schwachen Andeutung der Biegung. Die rechte Seite der Häuser lässt die konkave Kurve nur bei deutlichem Hinschauen recht erkennen; die hintere Seite der Strasse bildet dagegen auf der linken Seite eine konkave Kurve, sodass die beiden Bewegungen das Strassenbild zusammenschliessen. Die Wirkung ist sehr deutlich zu erkennen. Abb. 14 zeigt ebenfalls nur eine sehr schwache Kurvenbildung, doch wird man auch hier erkennen, dass das Sichtbarwerden der Strasse wesentlich von der leisen Krümmung abhängt (wie auch bei Abb. 15). Die Häusermassen rücken unter dem Turm in die Mitte der Strasse, während die Häuser rechts stark hervorspringen, um dann ziemlich bald ganz zu verschwinden. Abb. 16 und 17 zeigen die Strassenbiegung in stärkster Ausbildung. Aber

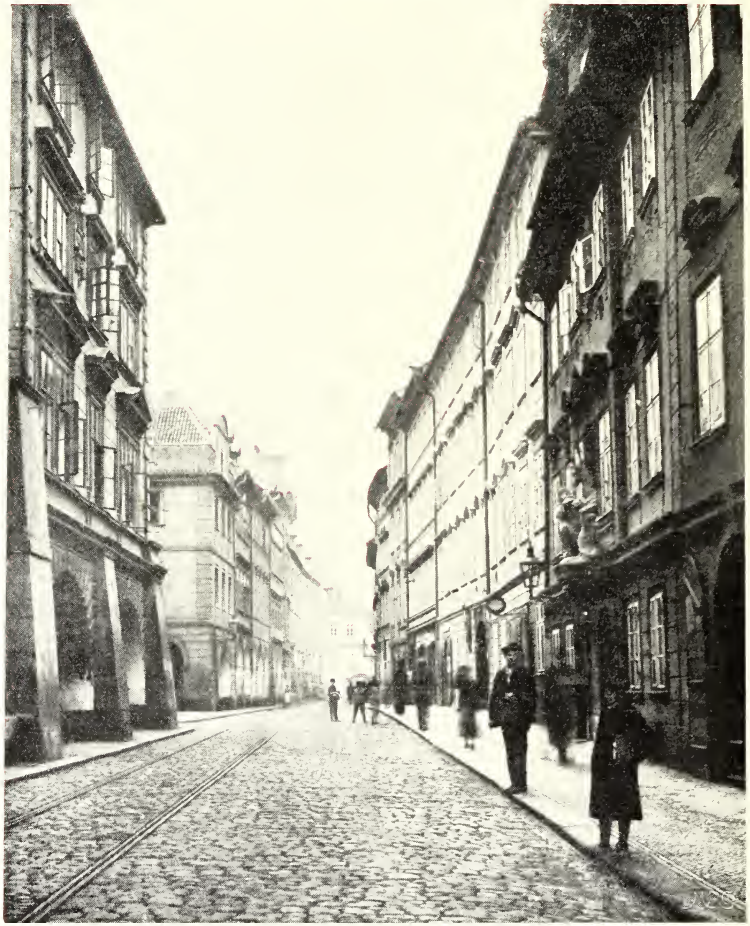


Abbildung 13

Strasse in Prag. Beispiel f. gute Kurvenführung d. Strassenflucht. Die Strassenachse bildet e. zusammengesetzte Kurve

Abbildung 14

Strasse in Göttingen. Beispiel f. gute Strassenführung

Abbildung 15

Strasse und Hausecke in Dresden. Beispiel für gute Kurvenführung der Strassenflucht Die hinten sichtbar werdende Kirchenkuppel erhält durch die Häuser den Massstab

Abbildung 16

Strasse in Prag. Beispiel für gute Strassenführung in doppelter Kurve. Die Burg schliesst das Strassenbild ab

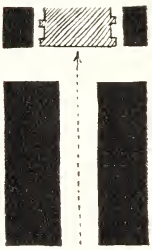
Abbildung 17

Strasse in Buckeburg. Beispiel für gute Strassenführung im Knick Das Strassenbild schliesst sich

auch hier ist sofort ohne weiteres erkennbar, welche wundervollen Strassenbilder wie von selbst entstehen. Abb. 16 nähert sich schon mehr dem Knick, der auf Abb. 17 ganz durchgeführt ist. Die Bilder reden so stark, dass es sich erübrigt, mit Worten noch einmal die Wirkung zu beschreiben.

Wollte man rasch einen leichtfertigen Schluss ziehen, so würde man nun sagen: eine jede gut angelegte Strasse muss in Kurven gebaut sein und jede schnurgerade Strasse muss langweilig wirken. Wenn man unser Gegenbeispiel wie Abb. 19 betrachtet, scheint sich diese Behauptung zu bestätigen. Und doch wäre es in dieser Fassung ein Trugschluss. Man betrachte Abb. 18. Hier führt eine schnurgerade Strasse auf eine Kirche hin. Die Wirkung ist ausgezeichnet. Es scheint sich hier darum zu handeln, dass die vielen, alle auf einen Punkt zulaufenden Fluchtlinien den Blick auf ein wichtiges Ziel hinlenken und ihn gleichsam führen. Dadurch treten allerdings die Strassenfronten als solche zurück und der abschliessende Prospekt wird zur Hauptsache. Wenn aber diese harten geraden Linien ohne Abschluss verlaufen, so tritt Langeweile ein. Es handelt sich hier also um zwei entgegengesetzte Prinzipien. In dem einen Falle sind die Häuserseiten die Hauptsache und schieben sich in das Bild, im andern wollen die Häuserseiten zurücktreten zugunsten eines Mittel-Abschlusses. Ich will gleich hier bemerken, dass im Leben diese Fälle selten in Reinkultur

Abbildung 18



Strasse in Cassel. Beispiel für gute gerade Strassenführung mit Abschluss der vorgelagerten Kirche. Die Fluchtlinien führen das Auge auf ein Ziel hin

Abbildung 19

Beispiel für schlechte gerade Strassenführung ohne Abschluss

Abbildung 20

Strasse in Prag. Beispiel f. gute Strassenführung m. abschliessendem Prospekt

auftreten; sehr oft müssen sich beide vermischen oder zusammenwirken. Ich führe dafür Abb. 20 an. Hier ist von der Strassenkrümmung sehr fein Gebrauch gemacht, um den Blick mehr zu öffnen, als eine stark zusammenlaufende Strassenflucht es tun würde. Durch das Abbiegen nach links bildet sich die Öffnung nach der Ferne zu und die Kirche steigt als geradezu gigantisches Bauwerk auf.* Über diese Lagerung von Monumentalgebäuden als Abschluss sei später noch am geeigneten Platz die Rede. Hier möchte ich zunächst auf die Strassenführung selbst aufmerksam machen. Ich führe noch Abb. 21 an. Es ist eins der interessantesten Beispiele für gute Gruppierung, das man sich überhaupt denken kann. Auch hier führen die Strassenfronten den Blick der Ferne zu, wo als Abschluss des Prospekts der riesige Turm emporragt. Nun tritt aber als ganz besonders interessanter Umstand die kleine Biegung der Strasse kurz vor dem Turm auf. Durch diese scheinbar kleine Zufälligkeit wird aber tatsächlich fast alles erreicht. Indem hier plötzlich durch die nach links geführte Kurve die letzten Häuser quer in die Strasse hineinspringen und sich so gleichsam zu Füssen des riesigen Turmes lagern, erhält der Beschauer nun mit einem Schlage aufs

* Der Strassenabschluss unten durch die kleinen Häuser ist hier durch Neuanlagen von Durchbrüchen kein günstiger; das kleine Format der Abbildung lässt es aber nicht so deutlich hervortreten. Auf dem Grundriss ist der Durchbruch unberücksichtigt gelassen.

Abbildung 21

Strasse in Danzig mit der Marienkirche
Der Turm erhält durch die vorgelagerten Häuser den günstigsten Massstab

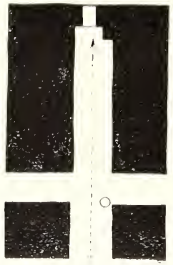
natürlichste einen Masstab für die Grösse des Turms. Absolute Grössen gibt es nicht; nur die Gegensätze geben uns Vorstellungen von gross und klein. Nun halte man sich die Häuser hinten am Fusse des Turms zu. Sofort wird man bemerken, dass der Turm im Eindruck an Grösse wesentlich einbüsst, während er mit den Häusern ins Ungeheure zu wachsen schien. Es ist ja auch leicht einzusehen, dass es so sein muss, denn wenn man unten die Häuser sieht, die sich Stockwerk über Stockwerk aufbauen, und nun erst über ihren Dächern die dunkle Masse des Turms aufzusteigen beginnt, so wächst der Turm in den Himmel.

Es braucht nicht immer ein monumentales Gebäude zu sein, das den Abschluss herbeiführt. Auf Abb. 22 sehen wir eine gerade Strasse, die unten durch ein Haus mit einem breiten Durchgangsbogen abgeschlossen wird. Auch hier schliesst sich das Bild, und der mannigfach geführte Blick findet einen Abschluss.

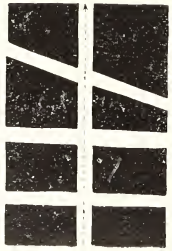
Die geschickte Führung des Blickes auf Häuser oder Häusergruppen kann auf die verschiedenste Weise herbeigeführt werden. Man betrachte Abb. 24. Hier trifft der Blick direkt auf die lange Front eines jener Häuser, die man bis heute meistens mit „langweilig“ bezeichnete. Gott sei Dank mehren sich die Leute, die den schlichten wahrhaftigen Ausdruck eines solchen einfachen Hauses zu schätzen und zu lieben verstehen. Hier wird das Bild dadurch geschlossen, dass eine Strasse im spitzen

Abbildung 22

Strasse in Augsburg. Beispiel für gute gerade Strassenführung mit Abschluss



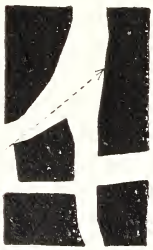
Grundriss
zu Abbildung 22



Grundriss
zu Abbildung 23

Abbildung 23 Beispiel für schlechte gerade Strassenführung ohne Abschluss

Abbildung 24



Strasse in Göttingen. Beispiel f. gute Strassenfluchtführung. Die Strasse öffnet sich so, dass die lange Hausflucht sichtbar wird

Abbildung 25

Johannesstrasse in Erfurt
Beispiel für die gleiche Anordnung wie auf Abb. 24

Winkel in eine andere einmündet, eine ähnliche Wirkung, wie auf Abb. 25 erreicht wird. Bisher wusste sich der städtebauende Ingenieur nicht anders zu helfen, als nach Möglichkeit jede Strasse rechtwinklig mit einer andern zu schneiden, wodurch nicht allein die uniforme Langweiligkeit, sondern auch die denkbar schlechtesten Verkehrsbedingungen erreicht werden.

Eine kurze Beobachtung wird das erläutern. Man denke sich eine Stadt, die durchweg aus rechtwinkligen Häuserblocken gebaut ist, wie Schema Abb. 26 es andeutet. Um von Punkt a zu Punkt c zu gelangen, muss man hier unbedingt den Weg a-b, b-c einschlagen, wenn man nicht vorzieht, den Weg a 1 2 3 4 5 6 7 c zu machen, der in seiner Summa natürlich gleich a b + b c ist. Man betrachte daraufhin den Grundriss einer alten Stadt wie Abb. 27 oder 28. Man wird erkennen, dass auf einem solchen Plan, der nicht wie eine erstarrte geometrische Figur, sondern wie ein organisches Wachstum aussieht, solche Schwierigkeiten nicht entstehen können. Hier durchlaufen die Strassen wie grosse Schlagadern die Stadt; die Hauptpunkte sind durch Hauptstrassen verbunden, zahllose kleine Verkehrskanäle, Stege, Brücken und Durchgänge vermitteln immer auf direktestem und natürlichstem Wege die Verbindung untereinander. Man begibt sich damit allerdings des anscheinenden Vorteils, durch schnurgerade Bahnen die direkte Verbindung zweier Punkte zu finden, aber man wird

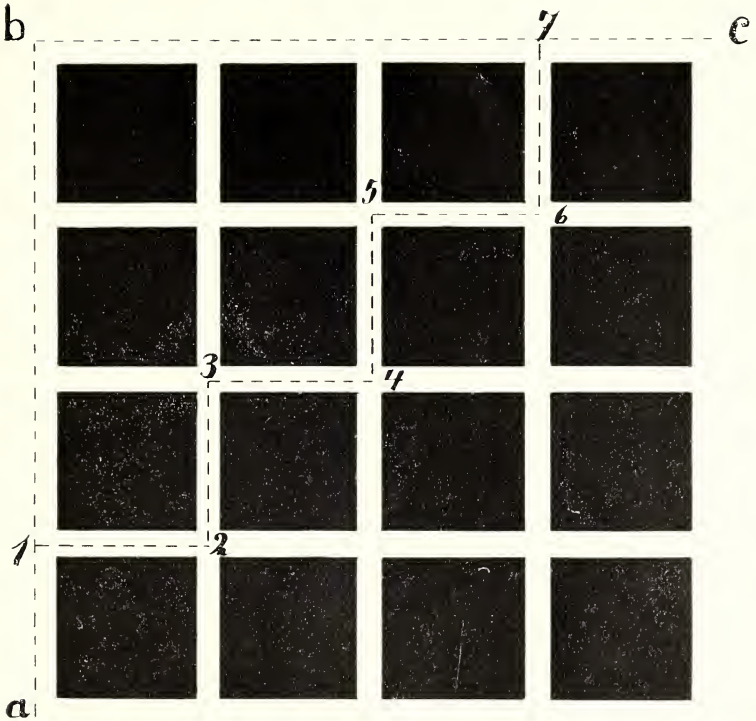


Abbildung 26

Beispiel für die unpraktische Anordnung des Strassennetzes in Quadratform. Die Verbindung zwischen a und c wird immer die Länge von a 1 2 3 4 5 6 7 gleich a b c haben

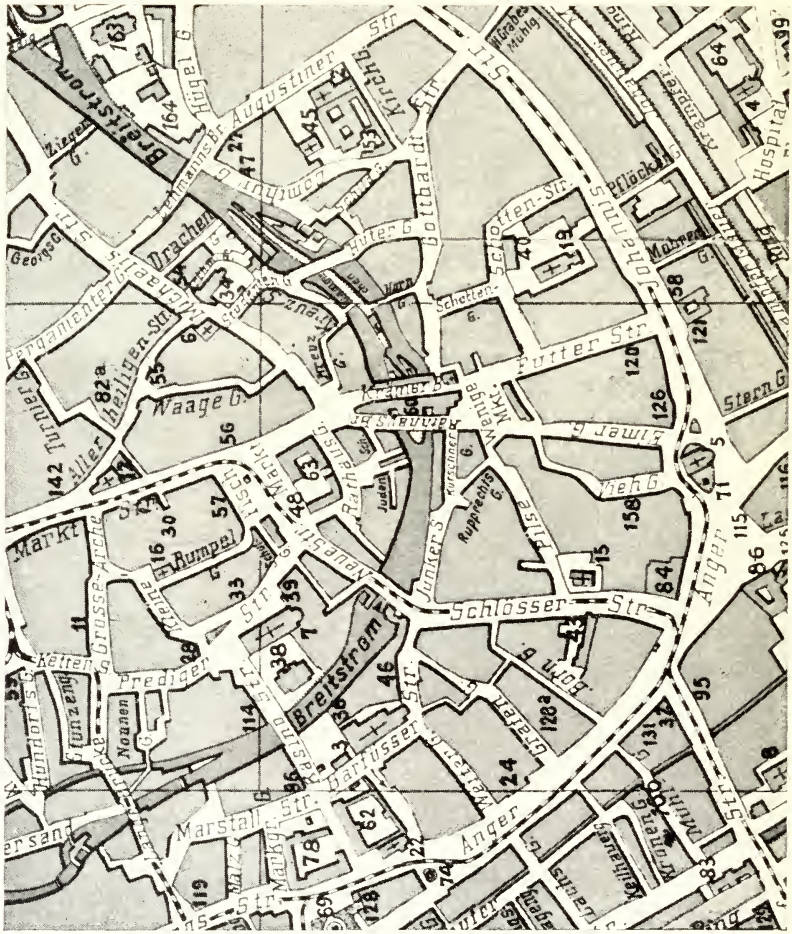


Abbildung 27

Grundriss des Kernes der Stadt Erfurt. Beispiel für gute Strassenanordnung, die vielartige und kurze Verbindungswege ergibt

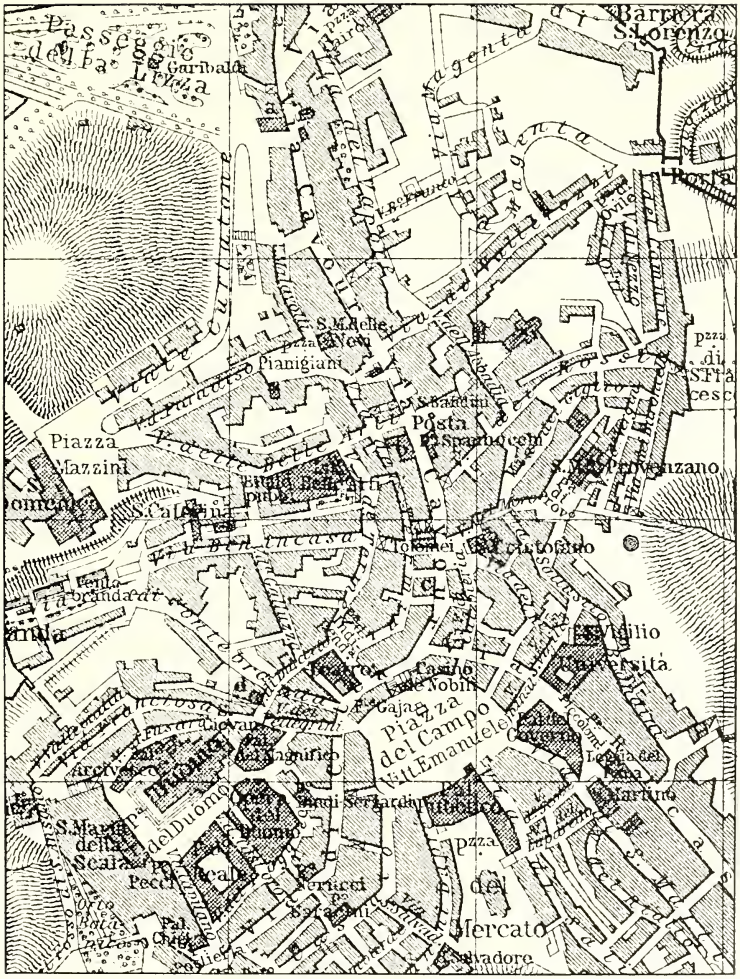


Abbildung 28

Grundriss des Kernes der Stadt Siena. Beispiel für ähnliche Strassenanordnung wie bei Abbildung 27

Abbildung 29

Dorfstrasse in Helmershausen an der Diemel. Beispiel für staffelförmige Anordnung der Hausfronten

nach kurzem Nachdenken begreifen, dass die Verlängerung des Weges, die durch eine geringe Kurve entsteht, verschwindend ist, wenn man sie mit dem Wege auf Abb. 26 vergleicht, wo die Summe der beiden Katheten doch wesentlich grösser ist als die Hypotenuse.

Über die eigentümlichen Verhältnisse des Wagenverkehrs an Wegekreuzungen hat Sitte so ausserordentlich geistvolle und gründliche Untersuchungen angestellt, dass ich hier am einfachsten ganz auf ihn verweisen möchte. Man findet sie in seinem Buch über den Städtebau im 9. Kapitel. Ferner behandeln Henrici und Gurlitt das Thema in interessanter Weise.

Es ist eine ganz unleugbare Beobachtung, dass in unseren modernen Strassenzügen, die alle schnurgerade oder mit wenigen unmotivierten Knicken angelegt sind, niemand mehr die Fassaden der Häuser kennt. Ein jeder läuft nur in diesen ungeheuren Schächten dem Verschwindungspunkt der Fluchtlinie zu, ohne einen Blick rechts und links auf den Fronten ruhen zu lassen, es sei denn, dass er ein Schaufenster oder eine Plakataufschrift suchte. Die aufdringlichsten und schreiendsten Fassaden werden übersehen, weil sie nicht so aufgestellt sind, dass sie den Blick zum Bilde schliessen und so überhaupt erst sichtbar werden. Dass keine aufdringlichen Mittel angewendet zu werden brauchen, um eine solche Wirkung hervorzubringen, lehrt ohne weiteres ein Blick in eine Gasse wie etwa Abbildung 29. Hier ist von einem sehr

Abbildung 30

Strasse in Prag. Beispiel für Platzbildung neben der Strasse

einfachen gesunden Mittel Gebrauch gemacht, nämlich die Häuser staffelförmig aus der Fluchtlinie herauszuziehen und sie auf diese Weise ins Bild hineinzuschieben. Man wird in dieser Art eine Abwandlung unserer Kurven von oben erkennen, die jedoch ihre eigenen Bedingungen und Eigentümlichkeiten hat. Das Malerische, Interessante und Belebende des Anblicks wird jeder ohnehin aus Abb. 29 oder Abb. 30 erkennen; man wird sich auch leicht vorstellen können, was für angenehme Eckräume in den verschiedenen vorgeschobenen Häusern entstehen, die äusserlich das Strassenbild durch neue interessante Erker- und Fenstermotive bereichern.

Nun kommt allerdings der Verkehrsrationalist und sagt: Solche Strassenvorsprünge bringen aber ein höchst fatales Hindernis in den Strassenverkehr, indem sie entweder den Verkehr auf dem Bürgersteige beengen oder, wenn der Bürgersteig in genügender Breite an der Ecke vorbeiführt, einen Winkel entstehen lassen, der zu Schmutzansammlungen oder Volksanrottungen führen kann und was dergleichen Stubenweisheit mehr ist.

In Wahrheit existieren solche Bedenken tatsächlich nur auf dem Papier. Es fehlt unserm gesamten Strassenverkehr in neuen Stadtteilen durchweg an solchen Ecken, Vorsprüngen, Plätzchen und Winkeln, die gleichsam stille Inseln im flutenden Verkehr bilden und so den Vorüberhastenden zu einem Verweilen, Um-sich-blicken oder auch

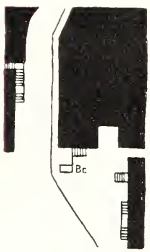
kurzem Gespräch einladen. Wer das nicht glaubt, mache die Probe. Er gehe einmal mit einem Freunde durch zwei Stadtteile, den einen nach dem öden Quadratsystem angelegten, den andern, den organisch in der Zeit gewachsenen. Dass die erste Wanderung keine erquickliche ist, davon wird man sich bald überzeugen. Man wird rennen und rennen. Entweder wird man im Trubel des Verkehrs mitgerissen, ohne rechts und links um sich blicken zu können, oder man wird sich in weniger belebte Strassen flüchten, deren einförmige Trottoirs wenig zum Verweilen Einladendes bieten werden.

Und dann mache man die Probe, eine ähnliche Wanderung etwa in den alten Teilen Prags oder Würzburgs zu unternehmen. Auch diese Städte sind belebt, recht belebt sogar. Und trotzdem wird man die Wahrnehmung machen, dass das Gehen in diesen Strassen einem Spaziergange gleicht, weil die beständige Abwechslung von breiten und schmalen Strassen, Plätzen, Strassenerweiterungen, Ecken, Bögen, Durchgängen und Höfen ein solch reiches Spiel der Abwechslung bringt, dass nicht allein das Auge beständig ergötzt wird, sondern auch tatsächlich immerzu Gelegenheit kommt, den Schritt zu mässigen, abseits von dem dicht daneben vorüberflutenden Verkehr zu verweilen, sich wieder hineinzumischen, um sich von neuem vom Strudel treiben zu lassen. Die Mittel, um solches hervorzubringen, sind mannigfaltige.

Die vorspringende Ecke wäre eine unter vielen, die uns gerade Gelegenheit bot, auf diese Frage einzugehen. Ich führte zu dem Zwecke Abb. 30 an. Hier bildet sich durch das Vorspringen des einen Hausflügels der rechteckige Winkel a. Dieser Winkel ermöglicht zunächst einmal eine ausserordentlich interessante Hausgestaltung. Der vorgeschobene Teil gewinnt Eckzimmer und Fenster, von denen aus man die Strasse bequem hinabschauen kann. Das ganze Haus wird aufs interessanteste gegliedert und zwar durch natürliche Mittel, nicht durch „malerische Motive", wie sie heute so oft an den Haaren herbeigezogen werden. Der Hauseingang liegt vortrefflich. Man tritt von ihm nicht direkt ins Strassengewühl hinein, sondern zunächst auf einen kleinen sich bildenden Platz, auf dem sich ein ruhigerer Teil des Verkehrs abspielt. Aber auch diejenigen, die nicht in das Haus hineingehören, finden hier neben dem Strassengewühl solche stillen Inseln, von denen ich oben sprach.

Der Städtebaurationalist würde bei unserm Beispiel erwidern: aber die Strasse und die Trottoirs dahinter sind sehr eng. Dem ist vor allen Dingen zu entgegnen, dass das mit dem, was wir hier im Bilde zeigen wollen, nichts direktes zu tun hat. Genau so gut könnte auch in eine breite Strasse ein breites Trottoir münden. Für die kleine Verkehrsader, die sich hier hinten bildet, genügt sie übrigens, da nur die Haupt-Verkehrsadern dem g r o s s e n Verkehr dienen müssen.

Abbildung 31



Strasse in Hirschhorn am Neckar. Beispiel für platzartige Strassenerweiterung

Abbildung 32

Strasse in Prag. Beispiel für Teilung der Strasse in zwei schmälere Fortsetzungen

Ein anderes Beispiel aus der kleinen Stadt ist Abb. 31. Auch hier bildet sich rechts von der grossen Durchgangstrasse eine jener stillen Inseln, die noch den besonderen Zweck haben, als Aufgang zu den Häusern zu dienen und die Treppen aufzunehmen, ohne die Fahrbahn zu beengen. Zu diesem praktischen Vorteil gesellt sich der ästhetische, dass das Bild sich schliesst, und eine Menge der verschiedensten Hausgestaltungen darauf zu einem Ganzen zusammentreten, während bei unserm neuen System, wie es etwa Abb. 23 zeigt, gleichsam nur die Fluchtlinien selbst in Erscheinung treten.

Die staffelförmige Anordnung der Häuser braucht indessen nicht immer in der Strassenfront zu liegen; eines der häufigsten Mittel, von dem die Alten Gebrauch machten, war, dass sie ein Gebäude am Ende der Strasse so in die Strassenachse einlagerten, dass es sie abschloss. Das berührt sich mit der schon oben besprochenen Methode, monumentale Gebäude als Strassenabschluss zu benutzen, ist insofern aber doch wieder eine Besonderheit, als man es hier weniger mit einem monumentalen Abschluss zu tun hat, als vielmehr mit der Methode, die Strasse in veränderter Form weiterzuführen; wie z. B. auf Abb. 32, wo eine breite Gasse in zwei engere führt, und das vorgelagerte Haus den Übergang vermittelt.

KAPITEL II

Wir kommen hier zu einer der wichtigsten Formen des Städtebaus: der Platzbildung. Der hervorragendste Platz alter Städte ist der „Markt". Trotzdem wir heute schon jede Fähigkeit verloren haben, ihn zu gestalten, verbinden wir doch noch mit ihm gewisse feste Vorstellungen. Ein jeder denkt dabei an einen traulich umschlossenen Platz, der wie ein grosses Zimmer wirkt, dessen Wände aus Fassaden der Häuser gebildet sind. Sitte setzt ausführlich auseinander, wie historisch diese Stätte des Marktplatzes sich entwickelt hatte, und wie er gleichsam der grosse Prunksaal unter freiem Himmel einer jeden Stadt geworden ist. Wenn wir heute neuere Stadtplätze ansehen, so bemerken wir auf den ersten Blick, dass jede Spur dieser Marktstimmung fehlt.

Es sind grosse offene Plätze, auf die von allen Seiten so viel Strassen einmünden, dass man den Platz nicht mehr als geschlossen empfindet, sondern bloss noch als erweiterten Kreuzungspunkt von mehreren Strassen. Betrachtet man dagegen einen wirklich geschlossenen Platz wie etwa auf Abb. 33, so wird man trotz seiner ausser-

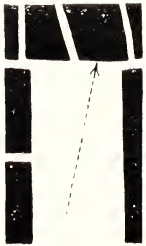


Abbildung 33

Altmarkt in Dresden im 18. Jahrhundert. Beispiel für einen vollkommen geschlossenen Platz

Abbildung 34

Beispiel für einen räumlich bedeutenden Platz ohne jede Platzwirkung. Die Wände des Platzes sind nicht geschlossen

Abbildung 35

Strasse in Dresden aus dem 18. Jahrhundert. Einblick vom Platz aus Der Strassenprospekt ist geschlossen

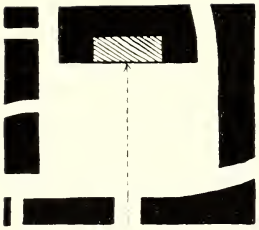


Abbildung 36

Abbildung 37

ordentlichen Grösse sofort das Gefühl der behaglichen Abgeschlossenheit haben, und in der Tat sieht man auf dem ganzen Bilde zunächst nicht eine einzige Strasse münden, während man auf modernen Plätzen weiter nichts als Strassenschächte erblickt. Die Kunst der Alten bestand nämlich darin, dass sie die Strassen so in die Plätze einmünden liessen, dass sie die Platzwirkung nicht zerrissen. Auch hierüber berichtet Sitte so ausführlich und legt den Schwerpunkt seiner ganzen Erörterungen auf diesen Gedanken, dass ich hier nur das Wichtigste anführen und anschaulich mit Bildern belegen will, und jeden, der sich näher über die Materie unterrichten möchte, auf das klassische Buch von Sitte verweise, das noch viel zu wenig und auch nur in Fachkreisen bekannt geworden ist.

Der Hauptgedanke der Sitteschen Beobachtungen basiert darauf, dass man auf neuen Plätzen von vielen Punkten in viele Strassen hineinsehen kann, während man auf alten Plätzen von sehr wenig Punkten nur in

Abbildung 38

Markt in Rudolstadt. Beispiel für geschlossene Platzwirkung. Die Ausmündungen der Strassen sind von der Mitte aus nicht gemeinsam sichtbar

Abbildung 39

Markt in Saalfeld. Beispiel für dieselbe Platzbildung wie bei Abb. 38

Abbildung 40

Marställer Platz in Cassel. Gutes Beispiel für einen geschlossenen Platz. Die einmündenden Strassen heben die Geschlossenheit nicht auf

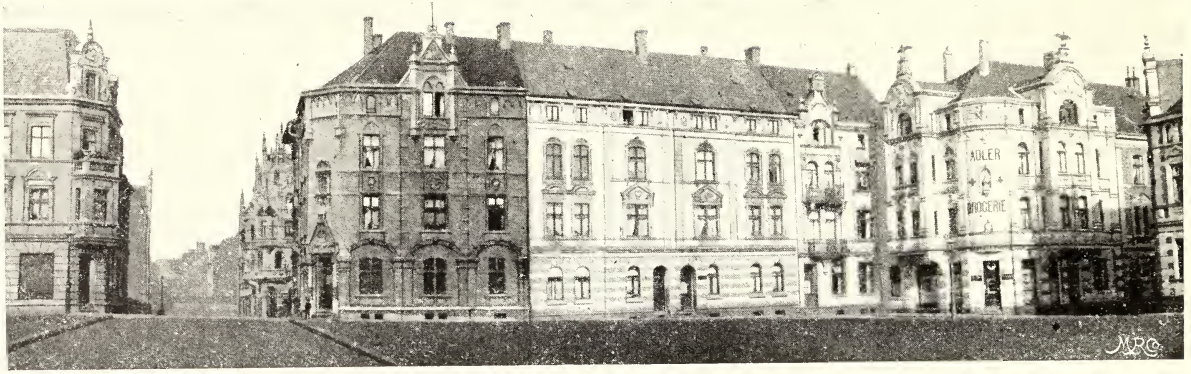
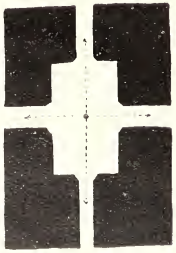


Abbildung 41



Ungünstige Platzanlage. Die vier Strassen kreuzen sich in einem Punkte. Die Geschlossenheit des Platzes geht verloren

Abbildung 42

Marktplatz in Jena. Die ausmündenden Strassen zerreissen den Platz nicht

sehr wenige Strassen hineinzusehen vermag. Die beiden angeführten Schemata 36 und 37 werden das rasch erläutern. So vermag man von einem Punkt auf 37 in fünf verschiedene Strassen hineinzublicken, während man auf 36 immer nur die Mündungen der Strassen sehen kann. Den Einblick in eine einzelne Strasse, die in sich allerdings wieder durch Krümmung und Abschluss den Blick schliesst, bietet Abb. 35. Abb. 38 und 39 geben weitere Beispiele der Geschlossenheit eines Platzes. Auf Abb. 41 vermag man von einem Punkt in vier Strassen hineinzublicken, die alle ohne Abschluss verlaufen, wodurch sich keinerlei Platzwirkung ergibt.

Als anschauliches Beispiel betrachte man Abb. 42. Hier tritt aus der sichtbaren Ecke hinten allerdings eine Strasse aus, sie führt aber in solcher Krümmung weiter, dass fast von allen Seiten des Platzes die Wirkung geschlossen ist. Eine seltenere Anordnung zeigt schon Abb. 43, indem in der Ecke sich zwei Strassen treffen, Es scheint hier auch nur so geworden zu sein, weil die eine Strasse nur ein schmaler Durchgang ist, der den Blick nicht zerreisst. Die häufigere Form der Weiterführung der Querstrasse ist, dass die eine Seitenstrasse nicht direkt auf den Platz führt, sondern erst zehn oder zwanzig Meter von der Platzecke entfernt in die Seitenstrasse einmündet, wie Schema 44 andeutet, wodurch natürlich sofort wieder der Platz geschlossen wird. Abb. 45 zeigt eine der häufigen Anordnungen, wie

Abbildung 43

Marktplatz in Pirna. Beispiel für die seltenere Anordnung in alten Stadtanlagen: Einmündung zweier Strassen an der Ecke

eine breite Strasse in einen verhältnismässig kleinen Platz übergeführt wird, ohne beide in ihrer charakteristischen Erscheinung aufzuheben. Würde die breite Strasse direkt in einen kleineren Platz führen, so würde die breite Strasse an Wirkung verlieren, während der Platz nicht

Abbildung 44

Beispiel für die häufigere Anordnung zweier Strassenmündungen in Plätzen. Die eine Strasse mündet zunächst in eine andere

recht mehr als Platz erschien. Nun finden wir sehr häufig die Anordnung wie auf dem Grundrisschema, wodurch die breite Strasse einen Prospekt als Abschluss erhält (Abb. 46) und der Platz vollkommen geschlossen erscheint. Zu gleicher Zeit wird auf diese Weise für ein monumentales Gebäude ein äusserst günstiger Eckplatz geschaffen, der nicht allein viele Fensterseiten ermöglicht, sondern auch zwei für Fernwirkung ausserordentlich günstige Frontmöglichkeiten bietet. Ein ähnliches Beispiel dafür ist Abb. 47, das sich fast auf gleicher Grundrisslösung aufbaut.

Eine besondere Art von Plätzen bilden die, die ich seitlich gelagerte Plätze nennen möchte. Wenn eine

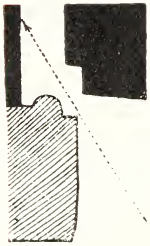
Abbildung 45

Platzanlage in Weimar. Eine breite Strasse und ein Platz sind so versetzt, dass jede ein Bild für sich ergibt

Abbildung 46

Schillerstrasse mit dem Wittumpalais in Weimar. Dasselbe Beispiel wie bei Abb. 45 Das Palais schliesst den Strassenprospekt ab

Abbildung 47



Platz auf dem Hradschin in Prag. Beispiel für dieselbe Anordnung wie in Abb. 45 und 46

Abbildung 48

Marktplatz in Göttingen. Beispiel für den seitlich gelagerten Platz

Abbildung 49

Platz in Pirna. Trotz der Lükken in der Bebauung ist die Wirkung eine geschlossene

Strasse quer über einen Platz führt, wie Grundrissschema 50, so wird der Platz zerschnitten, und es bleiben im besten Falle zwei Plätze übrig, die sich schwer ergänzen. Führt dagegen die Strasse seitlich vorbei, wie in Grundriss 48, so bleibt der Platz in seiner Ruhe und Abgeschlossenheit vom Strassenverkehr vollkommen unberührt, obgleich er doch aufs engste mit der Strasse verbunden ist.

Beispiel für den von einer Strasse zerschnittenen Platz Die beiden Hälften ergeben keine Platzwirkung

Abbildung 50

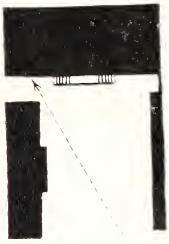
Seit alters her wurden solche Platzanlagen mit Vorliebe zur Abhaltung von Märkten usw. gewählt. Die grundsätzliche Verlegung des Marktverkehrs vom freien Himmel in Hallen kommt mir ein wenig so vor, als ob wir etwa grundsätzlich der Einheitlichkeit halber das Spazierengehen abschaffen wollten, um dafür überall das Surrogat des Zimmerturnens einzuführen. Kein vernünftiger Mensch kann doch gegen das lustige Marktgetriebe unter freiem Himmel im Frühjahr, Sommer und Herbst etwas einwenden. Das Mitleid mit den armen frierenden Bauern-

Abbildung 51

Platz neben der Kirche in Göttingen. Der seitlich gelagerte Platz bildet eine stille Insel im Verkehr

frauen ist hier meist nicht so angebracht, wie man denkt, denn sie fühlen sich beim Aufenthalt im Freien, den sie gewohnt sind, sehr wohl, und vielleicht ist es tatsächlich für sie gesünder, sich draussen abzuhärten, als in fusskalten, zugigen und feuchten Hallen zu sitzen. Schützt man sie aber in vollkommenerer Weise, so entstehen eigentlich gewöhnliche Ladengeschäfte mit denselben Unkosten. Wenn Markthallen für den ganz strengen Winter und für Tage, an denen das Wetter jeden Aufenthalt im Freien absolut verbietet, gebaut werden können, so ist das ja gut; das grundsätzliche Aufheben des herrlichen Marktverkehrs im Freien ist jedoch keine Bereicherung, sondern eins der vielen Dinge, die uns nur ärmer machen. Was kann es Heitereres, Köstlicheres von schönen Städtebildern geben, als der offene grosse Markt, von der Kirche, den Patrizierhäusern, dem Rathaus umstellt und angefüllt mit einer lärmenden Menge, die sich durch die goldig glänzenden Früchte, die Gemüse und all die Waren hindurchdrängt und durchschiebt, die grossen Marktschirme, das Geschrei, Gefeilsche und die Geschäftigkeit dieser fröhlichen Menge. Schon das Gelegentliche des Verkaufs macht die Situation zu einer ganz andern, als die ladenartigen Stände der Halle, in denen eine einförmige Geschäftigkeit mehr und mehr einreisst. In der Tat scheint auch der Höhepunkt der Markthallenentwicklung überschritten, denn nicht nur in Berlin stehen schon Markthallen leer oder sind andern Bestimmungen zugeführt.

Abbildung 52



Platz in Neudietendorf. Beispiel für dieselbe Anordnung wie bei Abb. 51

Auch die Schönheit kommt überall da, wo durch seitliche Lagerung von Plätzen praktische Lösungen geschaffen werden, nicht zu kurz, wie wir auf Abb. 48 sehen können. Auch Abb. 50 zeigt eine solche Anordnung, allerdings nicht als Verkehrsplatz, sondern als bescheidene Platzbildung in einem Vorstadtviertel. Auch hier ist das Geschlossene der Wirkung sofort ersichtlich. Besonders reizvoll sind oft die ganz kleinen neben die Strassen gelagerten Plätze, die gleichsam nur als ein Rastpunkt im Verkehr dienen sollen. Abb. 51 zeigt die Anordnung an einer Kirche, Abb. 52 in einer kleinen Stadt an wichtigen öffentlichen Gebäuden. Besonders reizvoll ist die Anordnung auf Abb. 53, wo ein Niveauunterschied den links tiefer gelegenen Platz von der Strasse trennt, während der Verkehr durch Treppen vermittelt wird. Auf unserem Bilde ist die Platzfläche selbst nicht sichtbar.

Wieder eine neue Art von Plätzen bilden die, die vollkommen abseits von jedem Verkehr liegen und deren Verbindung mit den Hauptverkehrsstrassen nur mit kleinen Zugängen hergestellt wird. Der Zweck solcher Anlagen scheint aus ganz ähnlichen Erwägungen hervorgegangen zu sein, wie heute unsere sogenannten Privatstrassen. Denn regelmässig finden sich in solch ganz abgelegenen Plätzen, deren Pflaster oft mit Gras durchwachsen ist, eine grössere Anzahl vornehmer stiller Häuser, die offenbar zu dem Zweck erbaut wurden, zwar in nächster

Abbildung 53

Strasse und Platz in Hirschhorn am Neckar. Der seitlich gelagerte Platz hat ein tieferes Niveau als die Strasse. Stufen führen hinunter

Nähe der Verkehrsadern, aber doch abseits und still, weit und luftig zu liegen und eine freundliche, mit Bäumen besetzte Strassenseite zu gewinnen. Eine solche Anlage zeigt Abb. 54, die ganz ausgesprochenermassen nicht als Verkehrs- oder Durchgangsplatz, sondern direkt als Erweiterung für die anliegenden Häuser gebildet ist.

Eine Neuerung, die das 18. Jahrhundert gebracht zu haben scheint, ist der runde Platz. Man kannte allerdings in früheren Zeiten sehr wohl den vieleckigen Platz, doch war dieser immer auf die Wirkung des viereckigen hin komponiert, da bei solchen vieleckigen Plätzen sehr häufig die eigentümliche Täuschung eintritt, dass man die eigentliche Grundrissform mit dem Auge nicht erkennen kann, sondern es mit einem rechteckigen Platz zu tun zu haben meint. Auch hiervon handelt ein Kapitel in Sittes Städtebau so ausführlich, dass ich wieder nur auf ihn verweisen möchte. Der ausgesprochen runde Platz ist allerdings ein Gebilde, das nicht so rein organisch wuchs, wie die alten Städteanlagen, sondern das schon aus gewissen vorgefassten geometrischen Grundrissformen entstand. Doch beweisen uns die vorhandenen älteren runden Plätze, dass auch das zu wundervollen Städtebildern führen kann, wenn richtige Gestaltungskraft hinzutritt. Massgebend scheint auch hier die Geschlossenheit des Platzes zu sein, die viele Hausfronten und wenig Strassendurchbrüche verlangt. Abb. 55 zeigt einen neueren runden Platz mit vortrefflicher Fassadengestaltung;

Abbildung 54

Platzanlage in Prag. Beispiel für abseits gelagerte stille Plätze in der Art unserer Privatstrassen

dem ungünstigen Urteil Sittes über diesen Platz vermag ich mich nicht ganz anzuschliessen. Das gegenüberliegende Bild Abb. 56 ist ein anderer Teil desselben Platzes, nur hat hier eine ungeschickte Hand gewaltet, die sich zwar an die vorhandene Fluchtlinie halten musste, aber einen wenig geglückten Bau derselben Grundrissform schuf.

Es gibt sehr schöne grosse kreisrunde Plätze, besonders bei denen einzelne ausgesprochen landhausmässige Bauten im Kreise den Platz umstehen, wie etwa in Nymphenburg oder Putbus.

Hier an dieser Stelle bedarf auch noch der Ort der Aufstellung von Brunnen und Monumenten auf Plätzen Erwähnung. Auch hierüber handelt ein eigenes Kapitel bei Sitte so ausführlich, dass wir uns hier damit begnügen müssen, kurz das wesentlichste anzudeuten.

Wenn man in alten Städten darauf achtet, an welchen Stellen auf den Plätzen die Brunnen und Monumente aufgestellt sind, so wird man die Beobachtung machen, dass die Orte oft merkwürdig sind, dass der aufgestellte Gegenstand aber immer ausgezeichnet zur Wirkung kommt. Wenn man nach Regeln sucht, so findet man, dass neben dem feinen Gefühl für Raumwirkung vor allem ein Grundsatz gewaltet zu haben scheint: die sorgsame Freihaltung der Mitte des Platzes von Brunnen und Monumenten, also ungefähr das Gegenteil von dem, was moderne Gewohnheit tut. Bei näherer Betrachtung kommt man sehr

BEISPIEL

Abbildung 55

Königsplatz in Cassel. Beispiel für die neuere Art der Platzanlage in Kreisform mit guter Bebauung

Abbildung 56

Derselbe Platz in Cassel mit moderner schlechter Bebauung

Abbildung 57

Der Sand in Lüneburg im einstigen Zustand. Der Brunnen steht für die Wegerichtungen des Platzes an richtiger Stelle. (Siehe auch Abb. 273 und 274.)

rasch zur Erkenntnis des sehr Einfachen und Logischen des Verhaltens der Alten. Die Wegführung und Platzüberquerungen, wie sie durch die Ausmündungen der Strassen in Plätze sich herausbilden, geben die Hauptverkehrslinien des Platzes. Es ist sehr einfach, dass man in diese Wegbahnen hinein nichts stellt, sondern dass man zum Aufstellen die Zwickel sucht, die gänzlich ausserhalb des Verkehrs liegen bleiben. Dort aufgestellt, sind die Monumente nicht im Wege, wohl aber sind sie von allen Verkehrseinrichtungen aus der Betrachtung aufs günstigste zugängig. Als eines von vielen Beispielen (es finden sich in den Illustrationen des Buches eine ganze Reihe) zeige ich Abb. 57, auf dem ein Brunnen anscheinend mitten auf dem Platze steht, in Wahrheit aber doch sehr geschickt aus den Verkehrsachsen herausgerückt ist. Noch besser erkennt man das auf der Abb. 273 und 274. Während auf der ersteren der Brunnen hübsch unberührt neben der Hauptwegerichtung liegen bleibt, erkennt man auf der zweiten Abbildung, dass die höchst unnötige „Anlage" die Platzwirkung zerstört hat und infolgedessen auch der Brunnen seinen Platz verlor.

Wenn man beobachtet, was für ein kümmerliches und verlorenes Dasein die meisten unserer modernen Brunnen und Dokumente auf unsern Plätzen führen, wird man erkennen, dass wir auch hier bei den Alten in die Schule gehen können.

Abbildung 58

Durchgänge im Clementinum in Prag. Beispiel für Verbindungswege zur Erleichterung des Verkehrs und zur Entlastung der Hauptstrassen

KAPITEL III

Die beiden ersten Kapitel handelten von den Orten des grossen Verkehrs. Ein Stadtorganismus hat aber ausser diesen noch andere Verbindungswege und Aufenthaltsorte notwendig, oder zum mindesten müssten sie dem Stadtbewohner angenehm sein, wenn er sie hätte. Ich meine die zahlreichen kleinen Verbindungswege und Gänge zwischen den grossen Verkehrsadern, die nicht für die Wagen, sondern nur für die Fussgänger bestimmt sind und die diesem ermöglichen, nicht allein abkürzende Wege einzuschlagen, sondern auch neben dem Strassengewühl Wege zu finden, auf denen sein Schritt sich verlangsamen kann und auf denen er trotzdem Läden, Warenlager und Geschäftslokale findet, die er mit Musse suchen und beschauen kann. Bei unsren neuen vor dem Reissbrett erdachten Stadtteilen hatte man fast durchweg diese kleinen Verkehrsadern verächtlich als unzeitgemäss übergangen. Dass sie aber weder unnötig noch antiquarisch sind, beweist die lebhafte Frequenz, deren sie sich in alten Städten zu erfreuen haben. Tatsächlich gibt es

Abbildung 59

Durchgänge im Clementinum in Prag. Beispiel wie Abbildung 58

fast in allen alten Städten zahllose solcher Verbindungsgänge. Ich möchte sie hier nach ihren wichtigsten Arten der Reihe nach anführen. Ein Teil davon führt durch einen oder mehrere Innenhöfe öffentlicher Gebäude oder Schlösser. Meist werden diese Höfe von der Strasse durch Bögen getrennt, die entweder unter Gebäuden selbst durchführen oder als selbständige Bogen als Verbindung zweier Bauten aufgeführt sind. Oft führt über sie ein gedeckter Gang, der zu hübschen Architekturmotiven Anlass gibt. Wir finden solche Höfe z. B. in der Residenz in München, im Clementinum in Prag, im Schloss zu Ansbach und an ungezählt vielen andern Orten. Diese Durchgänge dienen selbstverständlich nicht dem geschäftlichen Verkehr, sondern eben dem Durchgangsverkehr. Wie erwünscht ihre Benutzung ist, werden die Vielen wissen, die hindurchgehen. Trotzdem legt man heute die öffentlichen Gebäude selten oder gar nicht mehr mit diesen Durchgängen an oder verbietet ihre Benutzung. Eine zweite Art von Durchgängen werden in ähnlicher Weise aus Höfen von Privathäusern gebildet. Naturgemäss entwickeln sich hier Orte des geschäftlichen Verkehrs, was besonders dem Umstand zuzuschreiben ist, dass der Käufer hier gar nicht durch Wagen- und Fahrbahnverkehr belästigt wird. Trotzdem haben neuere Städtebauanlagen selten von diesem Mittel Gebrauch gemacht, wenngleich eine solche Anlage einem Geschäftshause doch eine höhere Rentabilität zusichern könnte,

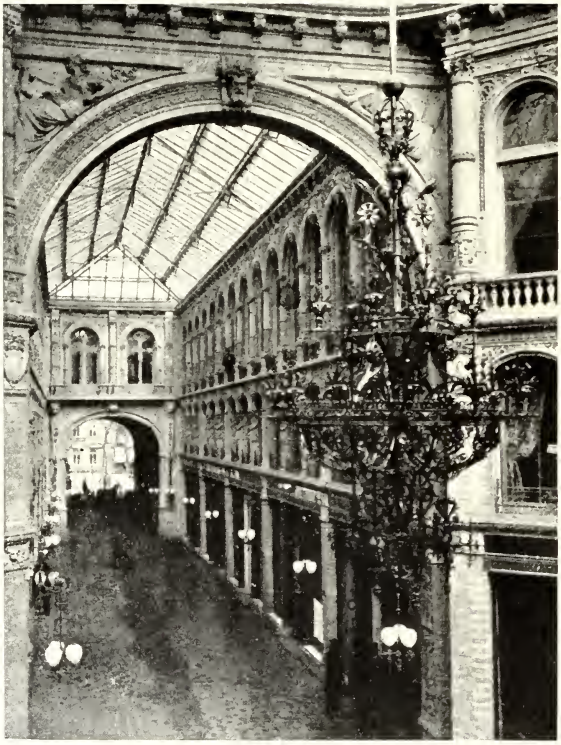


Abbildung 60

Die Passage zwischen den Strassen Unter den Linden und der Behrenstrasse in Berlin. Die Renaissanceformen sind in der Auffassung der 60 er Jahre gehalten.

da es seine Berührungsfläche mit dem öffentlichen Leben vergrössert, und dabei durch das Vorhandensein heller und schön geschmückter Innenhöfe auch eventuell andern Wohngeschossen zum Vorteil gereichen würde. Nur eine Abart davon ist vom neueren Städtebau angenommen worden: die sogenannte Passage, wie sie in Deutschland in Berlin als erste wohl in der Verbindungshalle zwischen Linden und Behrenstrasse, in Italien in Mailand und Neapel geschaffen wurde. So zweckmässig eine solche Anlage auch zu sein vermag, so wenig darf sie doch mit der ersten verwechselt werden. Denn bei den Passagen handelt es sich um einen grossen gedeckten Raum, der die sämtlichen Obergeschosse der Wohnbenutzung entzieht, da diese der freien Luft zugekehrt sein müssen. Jedenfalls könnten beide Arten ruhig nebeneinander bestehen, ohne dass eine die andere verdrängen brauchte. Es liesse sich sehr wohl auch noch bei uns im Norden eine dritte Abart denken, die an die orientalischen Basare anknüpfte. Es könnten breitere Strassendurchgänge sein, die so angelegt wären, dass sie nur dem Fussgängerverkehr dienten, in denen die anliegenden Häuser und Magazine rückwärts durch andere Strassen ihre Zufuhr hätten. Es gibt in Italien noch Strassen, die mit grossen Steinplatten gedeckt sind und in die sich, wohl weniger wegen eines Polizeiverbots, sondern nach einer Art freiwilligem Übereinkommen, kein Wagen verirrt. Sie sind für den lustwandelnden Käufer sehr angenehm. Hierhin gehört

Abbildung 61

Durchgang mit Läden zwischen Glückstrasse u. Jägerstrasse in München. Beispiel wie Abbildung 58 und 59

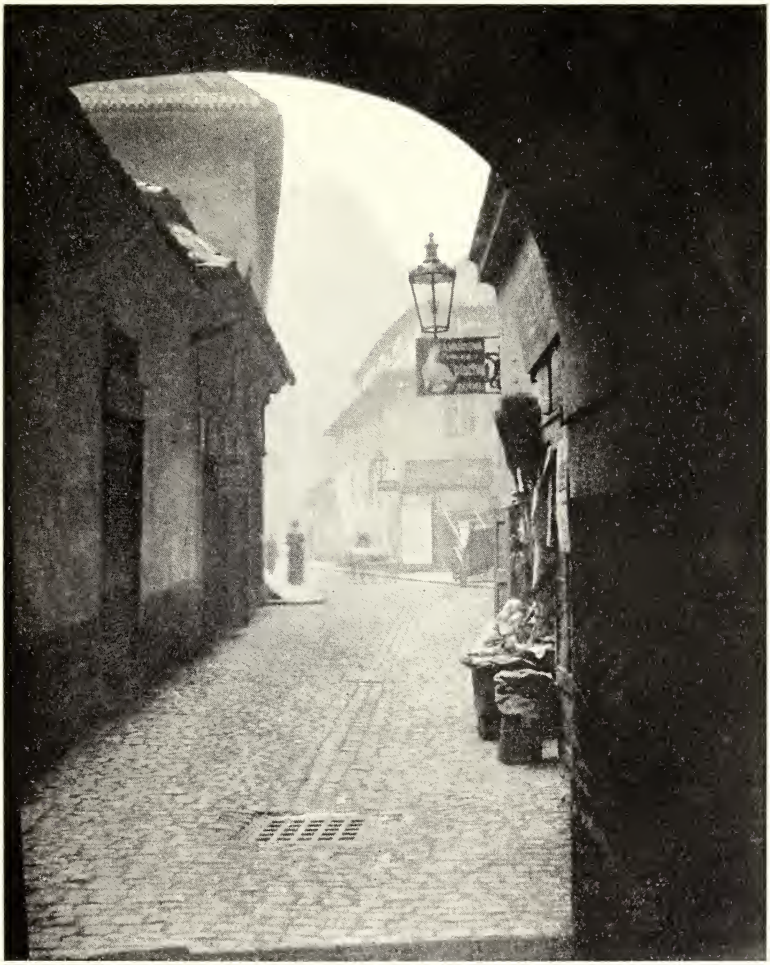


Abbildung 62

Stille Verkehrsstrasse
in Prag mit Läden

Abbildung 63

Laubengänge auf dem Schlosspl. in Karlsruhe

auch noch die alte Form der Lauben, wie sie in ausgedehntem Masse in Bern und anderen Schweizer Städten, vereinzelt auch in vielen deutschen Städten noch zu finden ist. Da sie dicht neben der Strasse regengeschützte Gänge bilden, sollte man meinen, dass sie gerade für den Geschäftsverkehr ausserordentlich ausbildungsfähig wären. Leider lässt man auch diese schöne Form, die den Häusern ein gewichtiges Schmuckmotiv geben kann, mehr und mehr verfallen. Die Bauvorschriften vom grünen Tisch werden daran die Hauptschuld tragen. Die hier und da geäusserte Klage, dass die Geschäftslokale, die hinter diesen Bögen liegen, nicht die genügende Helligkeit hätten, ist nicht ganz stichhaltig. Die Schaufenster selbst werden, wie man sich überall sogar in engeren Bögen überzeugen kann, mehr als hinreichend beleuchtet. Die Läden aber erhalten da, wo es sich um hohe und weite Bogenstellungen handelt, in ihrem vorderen Teil durchaus genügend Licht. Um aber auch bei engeren und niedrigen Bogenstellungen die vorderen Ladenteile, und in jeder Stellung die ganzen hinteren Ladenteile genügend hell zu erleuchten, brauchte man nur die Geschäftshäuser derart zu bauen, dass die Läden ihr Hauptlicht von hinten durch Höfe erhielten. Das sind doch Dinge, die für einen geübten Architekten von heute keine Schwierigkeiten mehr bilden, wenn man ernstlich will. Wenn man bedenkt, dass ein Meister wie Messel den Riesenkomplex des Wertheimschen Warenhauses in Berlin

Abbildung 64

Laubengänge in
Prag - Hradschin

Abbildung 65

Hof des Waisenhauses in Erfurt. Beispiel für eine zweckmässige und schöne Hofanlage

Abbildung 66

Hofanlage neben der Strasse.
Julius-Promenade in Würzburg

(bei dessen Front am Leipziger Platz er übrigens auch von den Laubengängen Gebrauch machte) so anlegte, dass er in all seinen Teilen vom Tageslicht aufs beste erhellt wird, so haben solche Einwendungen nichts Überzeugendes.

Endlich sei hier noch eine Verkehrsform erwähnt, die an diese Stelle gehört, wenn sie auch nur dem internen Verkehr dient: den geschlossenen Höfen. In früheren Zeiten waren die grossen architektonisch mit Liebe ausgebildeten Höfe etwas sehr Häufiges. In den Zeiten des Verfalls unserer Baukunst schrumpften auch die Höfe mehr und mehr zu Lichtschächten zusammen, die man gar nicht mehr architektonisch auszubilden trachtete, da „die Leute sie von draussen doch nicht sähen". Diesen unvornehmen Sinn kannten in der Weise unsere Vorfahren nicht. Sie bauten zu ihrer eigenen Freude, nicht um nach aussen hin zu scheinen. Ich führe einige solche Höfe im Bilde an. Abb. 65 zeigt den Innenhof eines grösseren Gebäudekomplexes, der jetzt als Waisenhaus dient. Der allgemeine Zugang führt durch diesen Hof; eine Treppe vermittelt direkt von innen die Verbindung mit dem Obergeschoss. Es ist durch diesen Zentralzugang nicht allein eine praktische Anlage geschaffen, sondern es ergibt auch die denkbar freundlichste Gestaltung der Innenfront. Abbildung 67 zeigt den interessant ausgebildeten Hof eines alten Patrizierhauses, dem ich als Gegenbeispiel einen modernen Hof Abb. 68 gegenüberstelle. Abb. 66 zeigt den Einblick in einen Hof,

BEISPIEL

Abbildung 67

Packhof eines alten Handelshauses in Naumburg a. S. Beispiel für mittelalterliche, helle und malerische Hofanlage

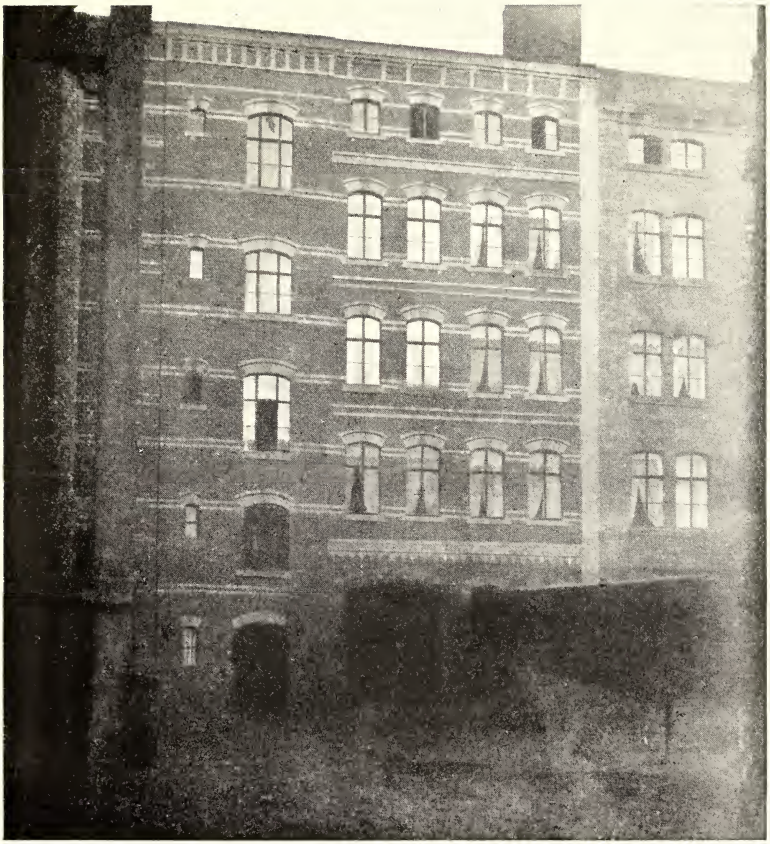


Abbildung 68

Beispiel für schlechte moderne Hofgestaltung. Der Hof ist zu eng und zu lichtlos, die Bauformen schlecht

der seitlich der Strasse vor das Haus gelagert ist, das dadurch eine zweite stattliche Front erhält. Doch führt uns das von unserem Hauptthema ab, da solche Anlagen selten in der Hand des Stadtarchitekten liegen, sondern dem Privatbau überlassen bleiben müssen.

KAPITEL IV

Die Kristallisationspunkte des Stadtorganismus sind die Monumentalgebäude. Sie sind das Gegebene, an das sich die Privatbauten angliedern. Sie sind die Ruhepunkte für das Auge, indem sie als Prospekt den Blick abschliessen. Dieses Schliessen des Blicks durch Monumentalgebäude geschieht auf die verschiedenste Weise.

Ein Monumentalgebäude soll durch das Hervorragende und Bedeutende seiner Erscheinung dem Auge auffallen und sich als etwas Gewichtiges einprägen. Dies geschieht natürlich in erster Linie durch die Baugestaltung selbst. Es ist hier nicht der Ort, über Architekturformen zu reden. Es ist selbstverständlich, dass der Bau an sich gut sein muss und der Charakter seiner Bestimmung sichtbar wird. Eine Frage des Städtebaus aber ist es, diese Gebäude so in das Gesamtbild einzuschliessen, dass sie erkennbar werden und mit ihrer Umgebung ein Ganzes bilden. Oft werden schon die über die Privatbauten herausgehenden Grössenverhältnisse die Bedeutung des Bauwerkes ausdrücken. Gross und wuchtig allein ist jedoch dem Auge an sich nicht bemerkbar. Es

wird nur durch eine masstabgebende Grösse sichtbar gemacht. Das lässt sich am besten durch ein Beispiel erläutern. Wenn man in einer wilden Felsenlandschaft einen einzelnen Block fixiert, so lässt sich ohne weiteres nicht sagen, wie gross er ist. Erst wenn ein Masstab, beispielsweise ein Mensch, hinzutritt, gewinnt man durch Schätzung einer bekannten Grösse Vorstellung von der neuen Grösse. So wird ein Bergzug durch die Kleinheit eines auf ihm stehenden Baumes erläutert, die Höhe eines Abhangs durch den an seinem Fuss liegenden Bauernhof sichtbar gemacht. Wir haben in diesem Buche ein gutes Beispiel für diese Beobachtung gehabt (Abb. 21), bei dem ich schon auf die ausserordentliche Höhenwirkung des Turmes aufmerksam machte, die durch das kleine Haus an seinem Fuss bedingt wird.

Auch ist es eines der Haupterfordernisse bei der Aufstellung aller Monumentalgebäude, dass sie nicht masstablos bleiben, sondern dass man an der Hand ihrer Umgebung ihre Grösse erkennen und schätzen kann. Die Alten haben das unbewusst oder vielleicht auch bewusst immer verstanden. Man kann bei fast allen Monumentalgebäuden, die vor dem 19. Jahrhundert errichtet worden sind, den Nachweis führen, wodurch die imponierende Wirkung ihrer Erscheinung herbeigeführt wurde.

Es handelt sich bei ihnen oft um Gebäude, deren tatsächliche Abmessungen gar nicht so ausserordentlich gross sind. Trotzdem wirkt jedes kleine Rathaus unserer

alten Städte meist ausserordentlich imponierend und lässt durch sein Äusseres dem Fremden, der zuerst den Marktplatz betritt, keinen Zweifel, dass es sich hier um das wichtigste und scheinbar sogar auch grösste Gebäude der Stadt handelt.

Das sicherste Mittel, einem Gebäude den Masstab zu nehmen, ist, es auf die Mitte eines freien Platzes zu setzen, d. h. es zu isolieren. Von diesem Mittel hat die verfehlte Bautätigkeit des 19. Jahrhunderts ausgiebigsten Gebrauch gemacht. Ja, man ist so weit gegangen, sogar Gebäude, die von den Alten mit sicherstem Kunstgefühl in masstabgebende Gebäudegruppen eingebaut worden sind, „freizulegen", aus ihrem natürlichen Rahmen loszulösen und ihnen dadurch den Masstab zu nehmen. Wenn dann gar der Stadtgärtner kommt und das Gebäude „mit Anlagen umgibt", so hat man damit wohl alles getan, was die Wirkung eines Gebäudes beseitigen kann.

Es ist hier das sicherste, der Reihe nach die verschiedenen Möglichkeiten der Aufstellung eines Monumentalgebäudes durchzugehen. Eine der einfachsten Aufstellungen ist die an einer der Schmalseiten eines Platzes. Durch die Tiefenachse des Platzes gewinnt man genügend Abstand, um das Gebäude bequem übersehen zu können. Da dieses selbst sich eng in den Rahmen der umgebenden Privathäuser einfügt, gewinnt es leicht den nötigen Masstab. Ein gutes Beispiel dafür ist Abb. 69, wo das kleine Rathaus doch imponierend den ganzen Platz be-

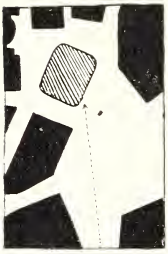
Abbildung 69

Rathaus in Apolda. Beispiel für die starke Wirkung eines an sich nicht grossen Gebäudes durch gute Verhältnisse und richtige Lage

Abbildung 70

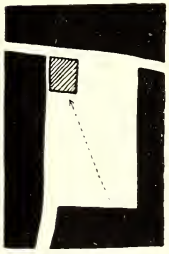
Rathaus in Minden. Dem an sich richtig angeordneten Gebäude wird durch unpassende Nachbarbauten der Masstab genommen

Abbildung 71



Neumarkt in Dresden. Auch heute noch eine gute Platzanordnung mit guter Wirkung der Kirchenanlage

Abbildung 72



Marktplatz in Grimma. Beispiel für gute Anordnung eines Rathausbaues in der Ecke eines Platzes

Abbildung 73

Schlossplatz in Karlsruhe

herrscht. Auf Abb. 70, einer ähnlichen Anlage, ist dem Rathaus der ursprüngliche Masstab teilweise geraubt, indem anstatt der früheren mässig hohen Häuser Turm- und Giebelaufbauten danebengesetzt sind, die weder dem Gesamtstädtebild entsprechen, noch als Nachbarn neben dem Rathaus geduldet werden dürften. Eine ähnliche Anordnung ist Abb. 71, wo indessen die Kirche heute freier erscheint, als sie ursprünglich gedacht war. Gurlitt macht darauf aufmerksam, dass früher niedrige, breit gelagerte Häuser den Blick schlossen, wodurch der Hauptbau der Kirche naturgemäss in die Höhe wachsen musste. (Siehe Titelbild.)

Eine ähnliche Wirkung wird erreicht, wenn das Monumentalgebäude zwar frei auf dem Platz steht, aber in eine seiner Ecken oder an die Seite geschoben ist. Es entsteht dann die Wirkung wie auf Abb. 72, wo das Gebäude als Ganzes in den Platz hineinspringt, aber trotzdem im Rahmen seiner Umgebung bleibt und genügend Abstand zum Sehen vorhanden ist. Ähnliches zeigt Abbildung 73. Ich füge noch Abbildung 74 hinzu, die dadurch interessant wird, dass ein ganz schlichter einstiger Kirchenbau durch seine gute Lagerung den Eindruck des ausserordentlich Gewaltigen und Mächtigen erhält, und Abbildung 75, auf dem der Platz durch eine viereckige Wasserfläche ersetzt wird.

Eine andere Anordnung ohne Platz ist die, dass das Gebäude am Ende einer Strasse steht und quer zur

Abbildung 74

Alter, heut zu Speichern umgewandelter Kirchenbau in Merseburg. Trotz der ausserordentlich einfachen Formen wirkt der den Platz schliessende Bau mächtig

Abbildung 75

Rathaus in Karlshafen an d. Weser. Der Platz wird hier durch eine Wasserfläche ersetzt, an die das Rathaus gelagert ist

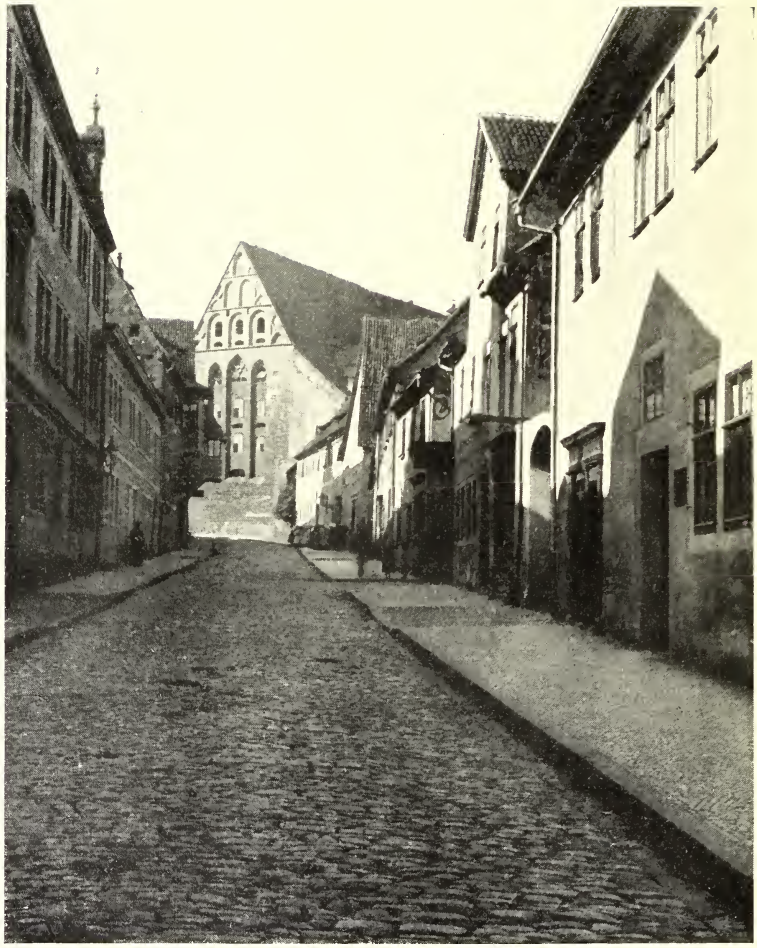


Abbildung 76

Alter, heut zu Speicherzwecken umgewandelter Kirchenbau in Saalfeld. Durch die ausserordentlich geschickte Stellung wirkt der an sich nicht sehr grosse Giebel mächtig

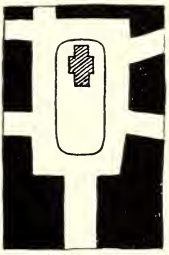
Abbildung 77

Ein an sich grosser Kirchenbau, der durch planlose Aufstellung in der Mitte eines Platzes um jede Wirkung kommt

Abbildung 78

Gute Anordnung eines die Strasse schliessenden Baues. Rudolstadt i. Th.

Abbildung 79



Kirchenbau, der, planlos inmitten eines grossen Platzes erbaut, dort sehr unglücklich dasteht. Häuser und Kirche sind innerlich und äusserlich vollkommen zusammenhanglos zueinander gefügt

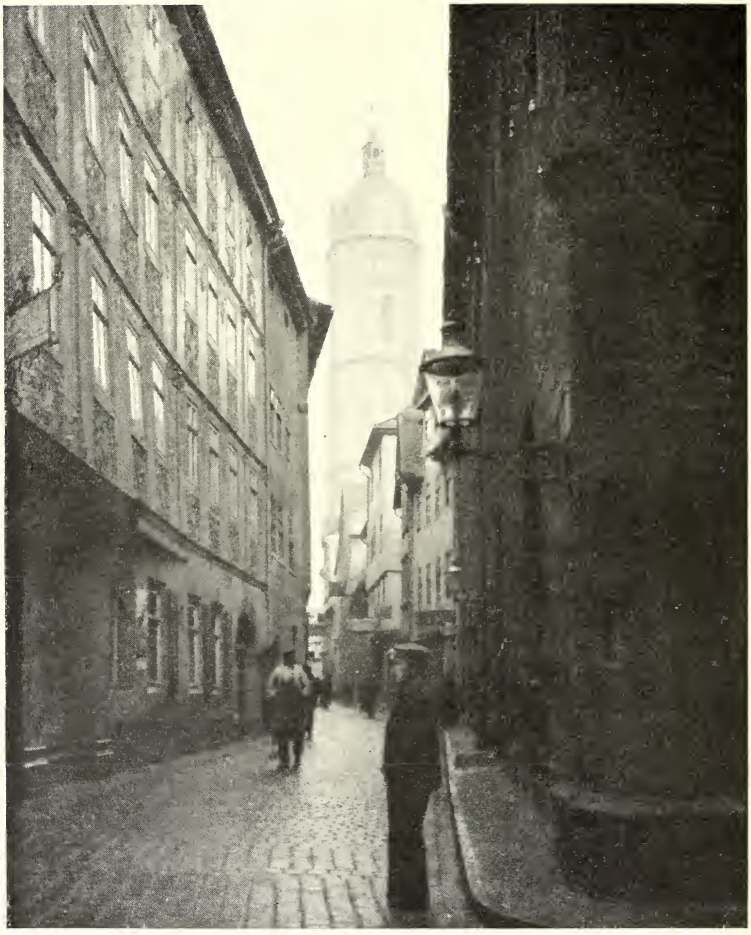


Abbildung 80

Stadtkirche in Jena. Der Turm ist auf den Strassenblick hin komponiert

Strassenachse den Blick abschliesst. Abb. 18 war bereits ein Beispiel hierfür, was ich dort allerdings für die Gestaltung der Strasse selbst anführte. Abb. 76 ist ferner sehr charakteristisch hierfür. Wir sehen am Ende der Strasse eine an sich nicht grosse Kirche, die durch ihre Lage trotzdem den Eindruck des ausserordentlich Mächtigen und Imponierenden macht. Für die verfehlte Lage einer Kirche genau in der Mitte des Platzes bildet die Abbildung 77 ein gutes Gegenbeispiel. Ein ähnliches, aber gutes Beispiel ist auch der Blick auf das Strassburger Münster, der durch die Krämergasse gefasst wird. Dasselbe im kleinen sehen wir auf Abb. 78 (ein Profanbau). Manche Kirchen scheinen ganz auf solche Strassenblicke komponiert zu sein. Sie verfügen über keine oder sehr schmale Plätze, dagegen ist ihr Turm oder eine besonders schön ausgebildete Portalfront von verschiedenen Strassen aus weither sichtbar. Die verschiedensten Strassen sind so angelegt, dass der Turm immer als der Strassenabschluss auf einer Seite erscheint und so auf die mannigfaltigste Weise zur Verschönerung des Stadtbildes beiträgt. So steigt der Turm auf Abb. 80 und 81 in der Weise auf, dass er das Strassenbild schliesst, was ihn für den Bürger in weit höherem Masse zum Wahrzeichen der Stadt macht, als wenn er nur von einem Platz aus recht zu sehen wäre. Auch Abbildung 82 könnte hierfür als gutes Beispiel dienen. Man sieht auf Abb. 83, dass die Kirche hier ebenfalls gänzlich eingebaut ist. Es

Abbildung 81

Turm der Stadtkirche in Jena. Siehe Abbild. 80

Abbildung 82

Gässchen in Prag. Turm und Kirchenschiff schliessen den Blick

Abbildung 83

Stadtkirche in Pirna. Die eingebaute Kirchenanlage wirkt nicht allein in der Vogelperspektive gut, sondern auch in den engen Strassen entstehen durch die Ueberschneidungen die günstigsten Städtebilder

Abbildung 84

Marktplatz in Halle an d. S. Die Kirchenfassade liegt in der Bauflucht

Abbildung 85

Schlosskirche in Dessau. Die Kirche ist ziemlich eng mit Gebäuden umstellt, der Turm steht in der Strassenflucht

Abbildung 86

Neubaustrasse in Würzburg. Die Kirche ist ganz in die Strassenflucht eingebaut

Abbildung 87

Marienkirche in Danzig. Die Kirche ist eng von Häuserblocks umstellt; die Strassenkoulissen umrahmen einzelne besonders wirkungsvolle Teile und schaffen dadurch mehr bildmässige Blicke, als die freigestellte Kirche sie geben würde

Abbildung 88

Katharinenstrasse in Leipzig mit Blick auf das alte Rathaus, dessen Fluchtlinie im spitzen Winkel zur Strassenfluchtlinie liegt, wodurch das Gebäude von der Strasse aus gut sichtbar wird

wäre jedoch ein Trugschluss, anzunehmen, dass deswegen die Kirche nur aus der Vogelperspektive, aus der unser Bild gemacht ist, recht zu geniessen wäre, oder dass der Genuss ihres Anblicks uns zugängiger gemacht werden würde, wenn wir die Kirche freilegten, denn die ausserordentlich mächtig komponierten Strassendurchblicke brauchen den Prospekt der Kirche genau so, wie er ist. Die übrigen Abbildungen 84 bis 87 zeigen sämtlich Monumentalbauten, die mit grosser Kunst eingebaut sind.

Sehr häufig wurden öffentliche Gebäude auch einfach in die Strassenflucht eingebaut und ein weiterer Blick auf sie entweder durch eine leise Schwingung der Strasse geschaffen, oder dadurch, dass ihnen gegenüber eine Querstrasse einmündete. Den ersten Fall sieht man auf Abbildung 88, den zweiten bei der Neumünsterkirche in Würzburg, Abbildung 96 (vergleiche Grundriss).

Was für eine gute Wirkung ein verhältnismässig schlichtes Gebäude durch geschickte Aufstellung erlangen kann, zeigt Abb. 89, während Abb. 90 uns veranschaulicht, wie leer und bedeutungslos ein anderes Gebäude von etwa gleicher Ausdehnung wirkt, wenn es isoliert erscheint. Selbstverständlich soll damit nicht gesagt sein, dass man ein Gebäude nicht ganz frei stellen könnte. Nur muss es in irgend einer Weise in Beziehung mit seiner Umgebung gesetzt sein. Im übrigen handelt es sich hier um das Entstehen von Städtebildern.

Wie Sitte zahlenmässig nachweist, ist die Anzahl der

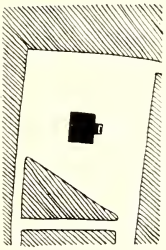
älteren Kirchen, die nicht eingebaut, sondern ganz frei stehen, ausserordentlich gering. Fast immer sind sie dann auch aus der Mitte des Platzes heraus gelagert. Bei den wenigen Kirchen, die frei auf einem Platz stehen, führt Sitte den Nachweis, dass der sie umgebende Platz früher der Kirchhof gewesen ist, der sich allmählich in einen Stadtplatz verwandelt hat. Doch nie finden wir bei den alten Kirchenanlagen die für die heutige Zeit typische Anordnung, dass die Kirche wie auf einem Präsentierteller mitten auf einem Platz steht und dass trotz der verhältnismässigen Grösse des Platzes ringsherum von ihm nur so viel übrig bleibt, dass breite Strassen um die Kirche herumführen, sodass die Kirche selbst in der Mitte kahl, klein, ohne jede Bedeutung dasteht. Treten dann die erwähnten „Anlagen" hinzu, so wird es ganz schlimm. Die charakteristischste Anordnung der Alten ist wohl die, dass die Kirche mit Nebengebäuden, Kreuzgängen, Kloster-anlagen, Stiften, Pfarreien, grossen angebauten Sakristeien usw. zu einer Gebäudegruppe verbunden war. Sehr häufig kam es dann vor, dass durch die ins Breite gezogene Anlage drei oder vier Plätze um die Kirche herum gebildet wurden, denen sie je eine ihrer Seiten zukehrte und so einem jeden Platz einen andern eigenartigen Abschluss gab.

Für das Bestreben, eng eingebaute Kirchen mit dem Nachbarblock zu einem ganzen zu verbinden, ist Abbildung 91 ein charakteristisches Beispiel, wo ein zuerst

Abbildung 89

Strasse in Neckargemünd. Das Haus ist gut in die Strassenkurve gelagert

Abbildung 90



Das Haus ist nicht charakteristisch für ein freistehendes Haus und wirkt in seiner Isolierung doppelt langweilig

Abbildung 91

Verbindungsbogen zwischen einer Kirche und einem Häuserblock in Prag. Die Baugruppe wächst zusammen

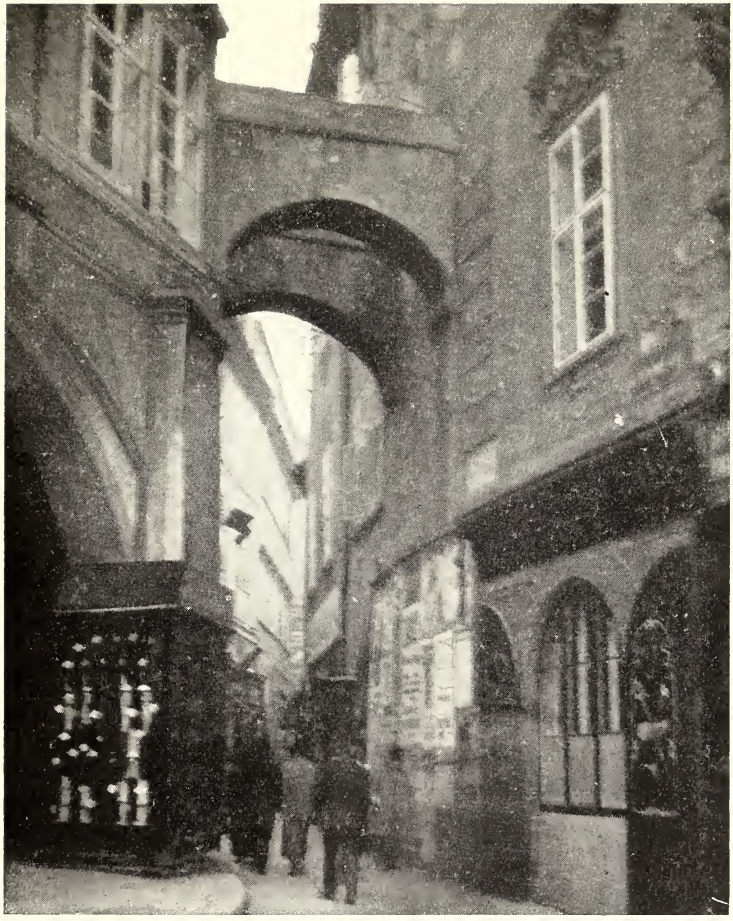


Abbildung 92

Bogen über einem Gässchen in Prag. Siehe Abbildung 91

wohl aus reinen Nützlichkeitsgründen entstandener Bogenübergang den Zusammenschluss der beiden Häusergruppen herbeiführte und den Blick so auf angenehmere Weise abschliesst, während ohne ihn die Lücke in ihrer ganzen Länge von oben nach unten durchginge. Ähnliches zeigt Abbildung 92 zwischen zwei Häuserblocks.

KAPITEL V

Begradigungsbestrebungen und Freilegungen

Das Todesurteil harmonischer alter Stadtanlagen nennt man „die Regulierungen". In demselben Grade, wie bei uns das Verständnis für die Schönheit und praktische Vortrefflichkeit unserer alten Kunst schwand, um so mehr kam die Gepflogenheit in Blüte, unsere Städte zu „begradigen". Wer die vorangehenden Kapitel aufmerksam gelesen hat, wird wissen, wie notwendig die Abweichung von der starren geraden Linie in den meisten Fällen ist und wie fein durchdacht die scheinbar willkürlichen Unregelmässigkeiten in der Regel sind. Handelt es sich um grosszügig gedachte Neuanlagen, so wird man es hinnehmen müssen, dass das Alte fällt und etwas Neues, Schöneres an seine Stelle tritt. Bei unsern Strassenregulierungen handelt es sich aber durchaus nicht um grosszügige Neuschöpfungen, sondern um jammervolle Opfer, die vollkommen sinnlos dem Moloch Bureaukratismus gebracht werden.

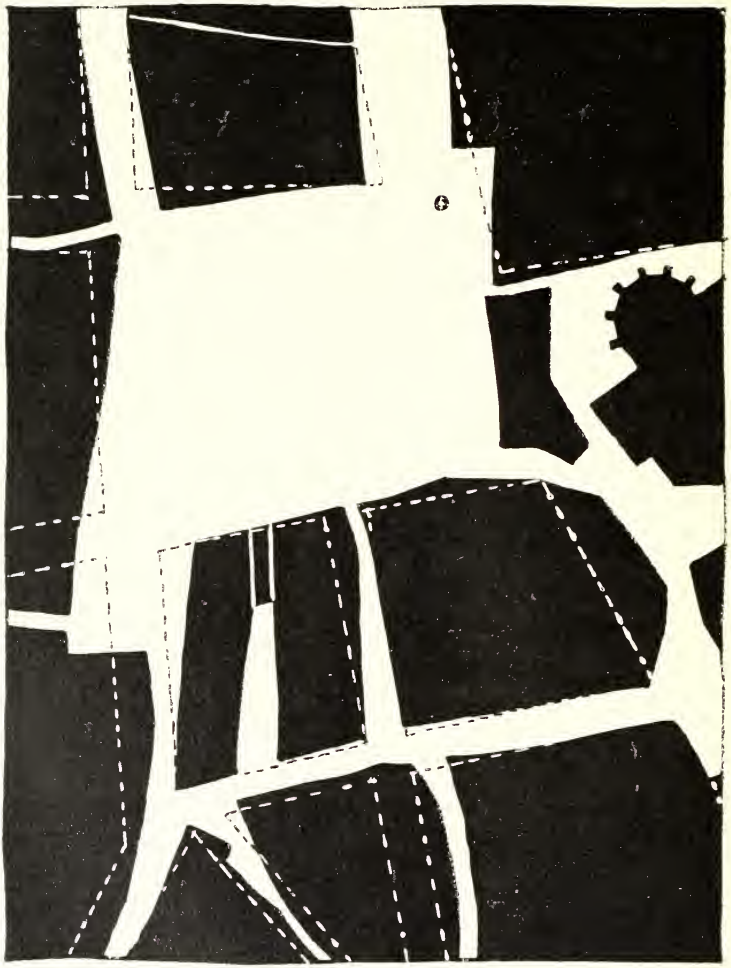


Abbildung 93

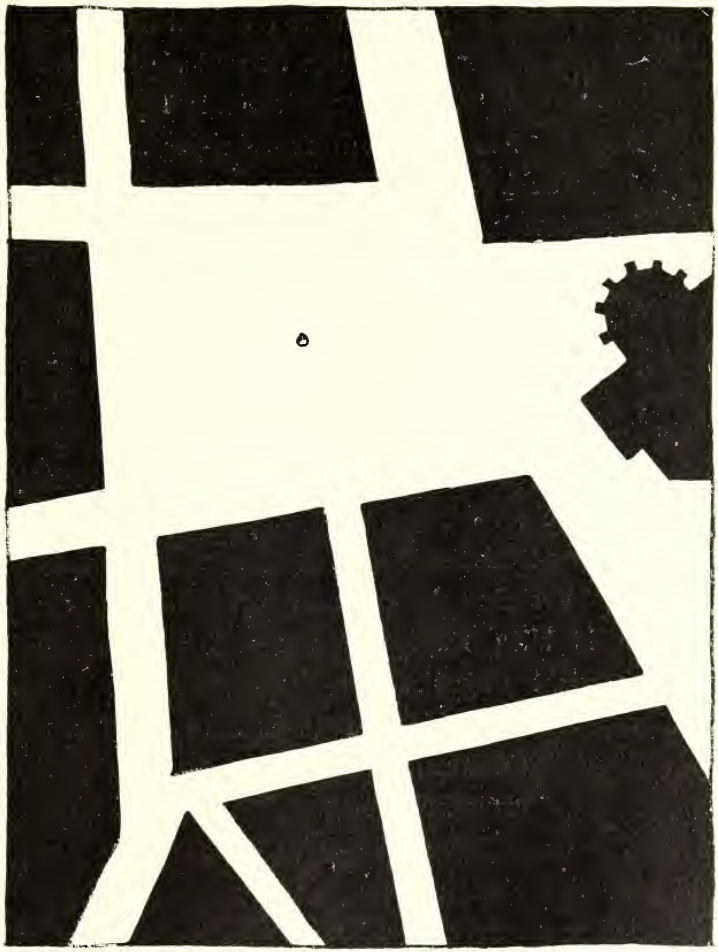


Abbildung 93a

Die Hauptursache für all diese Regulierererei ist die, dass den Stadtvätern jede Spur von Gefühl für lebensvolle Gestaltung abhanden gekommen ist und sie in den überkommenen Zügen ihrer Vaterstadt nichts Verehrungswürdiges mehr erkennen, sondern dass sie sich als echte Parvenüs ihrer Schlichtheit schämen und ihr ganzes Augenmerk darauf richten, nur ja der heissersehnten „Grossstadt" recht ähnlich zu werden. Das stellen sie sich dann so vor, dass dort alles schön gerade und gleichmässig ist. Dieses herrliche Ziel ist aber nicht anders zu erreichen, als durch neue Fluchtlinien. Denn solange die Fluchtlinien noch die Formen des Lebens haben, können ja die Häuserreihen nie so schön wie eine Front Soldaten eingerichtet werden. Ausserdem müssen doch die Strassen grosstädtische Breite bekommen, denn „grossstädtischer Verkehr" ist doch eine Vorstellung, die um und um in allen Köpfen summt und brummt. Es ist natürlich nicht wegzuleugnen, dass tatsächlich der alte Kern unserer Städte hie und da Erweiterungen aus Verkehrsrücksichten braucht. Auch diese lassen sich natürlich gut und künstlerisch lösen, wofür es genug Vorbilder gibt. Aber das Allerweltsrezept unsrer Stadtverwaltungen macht die Sache höchst einfach. Irgend einem Geometer oder Tiefbaumeister, dessen Beruf ganz andere Aufgaben gesetzt sind, wird der Schatz der alten Stadt anvertraut. Der nimmt dann den Stadtplan her, bringt alle Strassen auf die „normale" Breite, legt ihre Zukunftsfluchtlinien

durch ein höchst einfaches Linealverfahren fest und das Schicksal der Stadt ist besiegelt. Die neuen Fluchtlinien sind genehmigt und der hohe Rat lauert jetzt auf seinen Raub. Ohne weiteres abreissen darf man ja die alten Bauten nicht, denn sie sind doch immerhin fremdes Eigentum. Aber man erlässt dann die Bestimmung: An diesen gezeichneten Häusern dürfen von nun an keine baulichen Veränderungen, und seien es die kleinsten, gemacht werden. Sobald dies der Besitzer tun will, kommt der hohe Rat und sagt: Zurück (oder vor) in die Fluchtlinie, Bauerlaubnisse zu andern Veränderungen werden nicht mehr gegeben. Manche Besitzer halten es aus und bleiben lange eigensinnig stehen. Den meisten aber wird es in dieser erzwungenen dauernden Stillegung über und sie entschliessen sich zum Neubau in der neuen Fluchtlinie. Und so verliert bald eine ganze Stadt ihr eigentümliches Gepränge und kommt dem ersehnten Schicksal näher, den öden Strassenzügen der Grosstadt ein Stück ähnlicher zu sein.

Wie hier meist verfahren wird, mag man aus einem Plane wie Abb. 93 sehen. Der Plan ist der einer organisch gewachsenen Stadt und an allen Strassen, Plätzen, Verbindungswegen, Krümmungen und Unregelmässigkeiten kann man Beispiele finden für die Formen des Städtebaues, wie sie in den vorhergehenden Kapiteln beschrieben sind. Was nun entsteht, wenn man die üblichen Leute auf die Stadt loslässt, kann man an den punktierten Linien auf Abb. 93 erkennen. Die Stadt wird dann so aus-

sehen wie auf Plan 93a, das einen wahren Rattenkönig von Gegenbeispielen in sich vereinigt. Kommt so ein Plan zur Ausführung (und das geschieht ja in den meisten Fällen), so ist das Stadtbild für immer zerstört, ungeheure Schätze alter Baukunst werden vollkommen sinnlos geopfert und Unsummen sind für einen Zweck verwendet, den wahre Heimatliebe mit jedem Mittel zu verhindern versuchen müsste.

Auch auf dem Lande wütet diese Regulierungs- und Begradigungsmanie. Jedes Dörfchen möchte schon seine neuen Fluchtlinien festsetzen und es gibt Staaten, in denen die Bebauungspläne schon für das ganze Land in dieser geistreichen Weise festgelegt sind. Wie hier gehaust wird, teilte einmal auf dem Denkmalspflegetage der Geheime Ober-Baurat Hoffmann in interessanten Darlegungen mit. Man trifft da Fälle, wo etwa, wie auf Abb. 94 zu sehen ist, irgend eine Strasse ohne triftigen Grund gerade geführt werden soll. Nun steht aber leider an der Stelle ein Bauernhof. Das macht den Leuten aber nichts. Sie führen die Gerade mitten durch den Hof durch, der nun absolut zwecklos geopfert wird. Das ist gewiss ein krasses Beispiel, aber auch solche findet man häufig genug und ganz im allgemeinen läuft unser gesamtes Bebauungsplan-System auf öden, lebensfeindlichen Schematismus heraus.

Es darf nicht verkannt werden, dass in den Kreisen der wirklichen Fachleute hiergegen mannigfache Verwahrung eingelegt worden ist. So hat der Denkmalspflegetag in

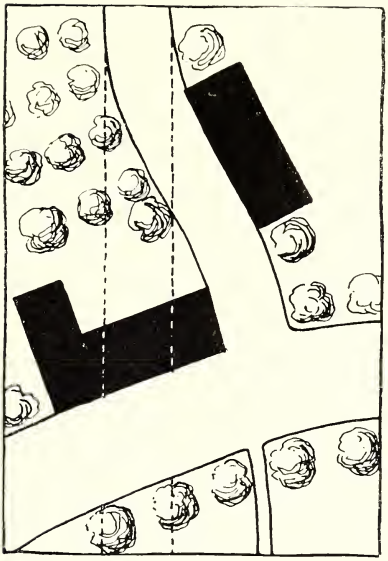


Abbildung 94

Erfurt im Jahre 1904 für unser Regulierungswesen eine Reihe von Leitsätzen aufgestellt, die von allen Gemeindeverwaltungen angenommen zu werden verdienen. Doch ist bisher nur wenig davon ins Leben gedrungen und das Unheil, das täglich neu angerichtet wird, lässt noch kein Absehen zu.

Auch für die Freilegungsmanie möchte ich einige Beispiele anführen. Eines der charakteristischsten ist die Freilegung des Würzburger Neumünsters. Man betrachte

Abbildung 95

Die Neumünsterkirche in Würzburg mit ihrer ehemaligen Umgebung. Die Fassade ist an beiden Seiten eingebaut

zunächst Abb. 95. In der reizvollen Strasse Würzburgs erblickt man im Hintergrunde eine prächtige Kirchenfassade, die in der Häuserreihe eingebaut ist. Wie im vorhergehenden schon erörtert wurde, ist die eingebaute Front selbstverständlich eine genau so selbständige und berechtigte Kunstform, wie das freistehende Gebäude. Ein Streit über den Vorrang eines Fassadengebäudes und eines freistehenden Gebäudes würde ungefähr jenen unfruchtbaren ästhetischen Streitfragen des 18. Jahrhunderts gleichkommen, in denen man sich darüber unterhielt, ob eine liebliche oder eine wilde Landschaft die schönere sei. Unsere Kirchenfront ist also von Grund aus als eingebaute Front erdacht und gehört mit zu den interessantesten Barockbauten, die wir in Deutschland haben. In älteren Reisebüchern finden wir noch die Bemerkung, dass „seit Anfang des 18. Jahrhunderts die ursprüngliche Kirche durch An- und Aufbauten der entarteten Renaissance verunstaltet sei". Wir denken heute anders darüber und wir bewundern auch in jenen Bauten, deren Art wir als Jesuitenstil zusammenfassend bezeichnen, den mächtigen monumentalen Sinn und das bis zum äussersten entwickelte feine Gefühl für Raumgestaltung und für die vollendete Durchbildung des Details. Der Sinn unserer Bauten ist ein anderer geworden und so ist es natürlich, dass wir heute nicht mehr prächtige Jesuitenbauten errichten mögen. Immerhin sind wir längst darüber hinaus, den hohen Kunstwert des Geleisteten zu verkennen,

Abbildung 96

Fassade der Neumünsterkirche in Würzburg

Abbildung 97

Neumünsterkirche in Würzburg, rechts freigelegt

und wir bewahren sorgfältig die Zeichen einer so hohen künstlerischen Kultur.

Die rechts an die Neumünsterkirche angebauten Häuser schlossen sich durch einen Querbau mit den gegenüberliegenden Häusern zusammen, sodass sie einen hufeisenförmigen Abschluss der Strasse bildeten. Die Strasse führte durch die Bögen des Querbaues hindurch zur Domstrasse. In ähnlicher Weise war eine Verbindung mit Platz a geschaffen.

Man betrachte nun Abb. 96 und 97. Wir erkennen hier, dass die Häusergruppe, die rechts die Kirchenfassade einfasst, verschwunden ist und dass aus dem Fronthaus ein Eckbau geworden ist. Inwieweit die Kirche zum Eckbau passend ist, ersieht man aus Abb. 98 und 99. Man meint sich einem Bauplatz gegenüber zu befinden, hinter dem Hof- und Brandmauern stehen, die zum Anbau weiterer Baulichkeiten dienen werden.

Das Merkwürdige hierbei ist nur, dass diese Bauten bereits bestanden und künstlich niedergelegt wurden, und zwar in der Absicht, die Stadt zu verschönern. Hier fasst man sich an die Stirn und fragt sich, ob man träumt, oder ob es wirklich möglich ist, dass solche Verirrungen immer wieder von neuem begangen werden: dass man es sich Unsummen kosten lässt, um Städtekunstwerke zu zerstören und Anlagen dafür zu schaffen, deren Hässlichkeit und Unzweckmässigkeit einem Kinde einleuchten müssten. In dem kleinen Plan 100 im Text

Abbildung 98

Die freigelegte Seite der Neumünsterkirche in Würzburg

sieht man den Grundriss, wie er früher war. Die schwarz eingesetzten Gebäude sind weggerissen, sodass sich zwischen Domstrasse und dem kleinen Platz a der grosse Platz eingelagert, wie er auf Abb. 98 und 99* und Plan 98 sichtbar ist.

Sittes „Städtebau" ist im Jahre 1889 erschienen. Seit jener Zeit hätte es eigentlich jedem Baumeister, der ein tieferes künstlerisches Interesse an seinem Berufe hat, klar sein können, dass die kleine Platzanlage neben dem Chor eine ausserordentlich glückliche war, und die Trennung zwischen Domstrasse und Platz nicht die Folge einer winkeligen Bauweise, sondern den Ausdruck eines feinen Stil- und Raumgefühls darstellte.

Dieses „Plätze schaffen" und „Bauwerke freilegen" ist seit dem Niedergang unserer ästhetischen Kultur eine Zeitkrankheit geworden, die überall wütet und immer mehr Opfer fordert. Mit derselben unbefangenen Selbstverständlichkeit, mit der man etwa die beliebten Rezepte „Tännchen pflanzen schafft Anlagen" oder „Medizin trinken macht gesund" hinnimmt, wird auch dieser Gedanke übernommen und in Wirklichkeit übersetzt. Zweifellos hat die Forderung ihre Berechtigung, dass dem Verkehr neue Durchgangspforten geschaffen werden müssten. Aber

---

* Ich bemerke ausdrücklich, dass diese Aufnahme schlecht und besonders dadurch etwas entstellt ist, dass die Streifen der mitphotographierten Passanten wegretouchiert werden mussten; immerhin dürfte sich die Situation ungefähr erkennen lassen.

Abbildung 99

Der durch die Freilegung der Neumünsterkirche entstandene Platz

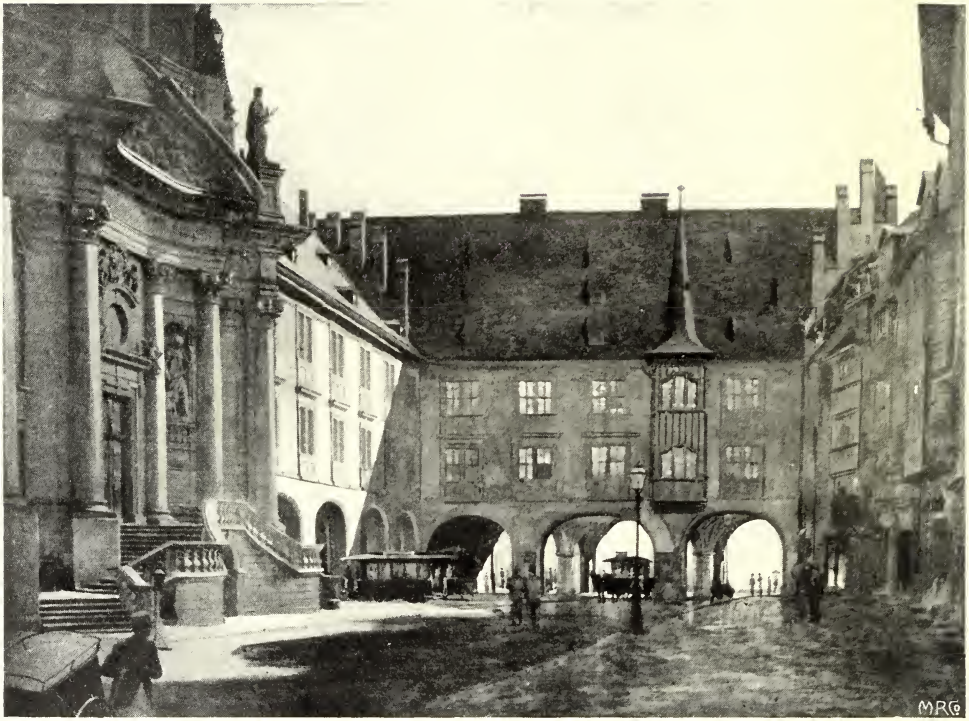
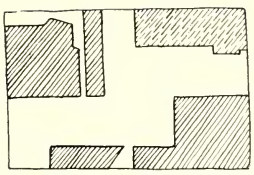
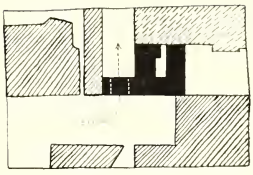


Abbildung 100

Vorschlag zu der Ueberbauung des Neumünsterpl. von Prof. Theodor Fischer



Grundriss zu Abbildung 98



Grundriss zu Abbildung 100

kann das nur mit Hilfe von öden und unglücklich gelegten Platzflächen geschehen? Dass das Entstandene etwas ausserordentlich Unglückliches ist, wird jedem empfänglichen Menschen, scheint mir, durch das einfache Augenurteil bewusst werden. Dass sich aber sehr wohl Zweckmässigkeit und Schönheit verbinden lässt, zeigt ein Vorschlag von Professor Theodor Fischer, der schon vor Jahren entstanden ist und den wir in Abb. 100 wiedergeben. Diese mächtigen Fronthäuser, die mit den Bogen so vortrefflich zu einem Ganzen zusammenwachsen, würden im Verkehr nach beiden Seiten in keiner Weise hindern und geben doch in vortrefflicher Weise die trennenden Kulissen ab, die Städtebilder doch nun nach dem Einmaleins des Städtebaues notwendig brauchen. Dem nüchternen „Rechnen" allein schon sollte eine solche Bebauung als das Bessere erscheinen, denn es ist doch fraglos, dass in einer so bevorzugten Lage ein so grosser Gebäudekomplex wirtschaftlich weit wichtiger ist, als ein leerer und vollkommen unnötiger Platz. Alle die Einwände, die sich gegen eine bessere Gestaltung immer

Abbildung 101

Die „eingebaute“ Marienkirche in Danzig, die durch ihre Umgebung gehoben wird u. ihre Umgebung hebt

wiederholen (z. B. die der Ladenbesitzer, dass ihnen das Licht genommen würde), sind doch wirklich zu haltlos, um ernst genommen zu werden. Nach solcher Logik hätte ja kein Laden in einer Strasse genug Licht, sondern alle müssten sich an grossen freien Plätzen befinden, was doch die allerwenigsten Läden tun. Wir wissen alle, dass die bevorzugtesten Läden in Strassen liegen.

Die Idee der Bebauung des Münsterplatzes hat ja nie geruht, und die Stimmen, die sie forderten, wollten nicht verstummen. Trotzdem hat sich bis jetzt nichts gerührt und seit Jahren liegt der Platz öde und kahl da.

Auch in Danzig geht man von Zeit zu Zeit mit der Idee um, das alte Wahrzeichen der Stadt, die Marienkirche, aus ihrem natürlichen Rahmen herauszureissen, „freizulegen". Die Kirche ist eine ganz aussergewöhnlich glückliche Anlage, die in diesem Buche verschiedene Male als mustergültiges Beispiel gezeigt wird. Man kann die Anlage entweder in ihrer Gesamtharmonie erhalten oder das Ganze zerstören, um etwas Neues dort aufzubauen. Man kann aber nicht an dem Ganzen nach Ideen herumpfuschen, die nach heutiger Erkenntnis längst überholt sind und nur solchen Leuten nicht bekannt sind, die sich um die grossen ästhetischen Fragen unserer Zeit nicht kümmern. Solchen Leuten darf dann aber auch nicht das Wohl und Wehe unserer grossen nationalen Schätze in die Hand gegeben werden

KAPITEL VI

Niveauunterschiede

Ein sehr wichtiges Kapitel des Städtebaus ist das Bewältigen der Niveauunterschiede. Handelt es sich um ganz sanfte und kurze Steigungen, so werden im wesentlichen die Strassenzüge nicht dadurch beeinflusst werden. Stärkere Steigungen kann jedoch eine Strasse nicht direkt bewältigen. Die Fahrbahn muss deshalb Bergzügen in geringer Steigung folgen, wodurch sich in den meisten Fällen grössere oder geringere Kurven ergeben werden. Sehr viele Bebauungspläne aus neuerer Zeit haben den Fehler begangen, dass sie ihre Strassenzüge nicht in der angedeuteten Weise aus dem Terrain hervorgehen liessen, sondern das Strassennetz nach üblichem Schema auf dem Papier entwarfen, ohne auf die Niveauunterschiede sonderlich Rücksicht zu nehmen. In Wirklichkeit sieht das dann sehr merkwürdig aus, wie man von der Strasse verlangt, dass sie steil den Berg herauf laufe. Wo das der Fall ist, kann man sicher sein, dass es sich nicht um besonders ungünstiges Terrain, sondern um dilettantisch schlecht angelegte Bebauungsplätze handelt. Ich könnte

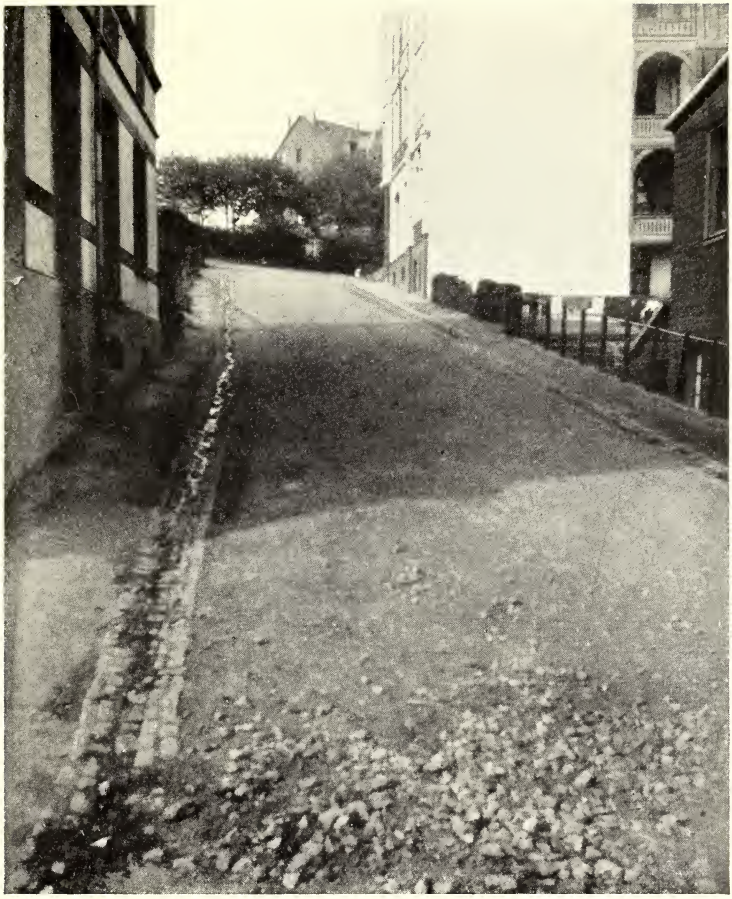


Abbildung 102

Zu steil angelegte Strasse

solche Fälle zu vielen Dutzenden anführen und will auch im Bilde einige Beispiele geben. Es gibt gar manche Stadt in Deutschland, die neuangelegte Strassen zeigt, wie auf Abb. 102, bei deren Betrachtung man sich übrigens noch bewusst sein muss, dass Steigungen im Bilde geringer zum Ausdruck kommen als in der Natur. Auch die Alten legten Strassen oft steiler an, als wir es heute wünschen, indessen taten sie es nur da, wo sie absichtlich steile Strassen wollten. So finden wir in vielen alten Städten der leichteren Verteidigungsmöglichkeit halber sehr oft ganz ausserordentlich steile Auffahrten zur einstigen Burg, die in späteren Zeiten dann dem Schloss gewichen ist. Immer aber entwickelten sie die Auffahrtsstrasse organisch aus dem Gelände, was überall die wundervollen Städtebilder ergab. Für die geschickteste Art, die Züge in sanft ansteigenden Kurven zu legen, lässt sich natürlich keine Regel geben, da eine jede Aufgabe von Fall zu Fall gelöst sein muss, je nachdem es sich um eine einzelne ansteigende Ebene, wellig gegliedertes Terrain oder das Ansteigen in einem Taleinschnitt u. a. m. handelt. Da Wege oder Fahrdämme, die den Berg langsam ansteigen, immerhin sehr grosse Umwege bedeuten, wenn es sich darum handelt, einen gerade über dem Ausgangspunkt der Strasse hoch gelegenen Punkt zu erreichen, so müssen Fussgängersteige zwischen solchen Bergstrassen angelegt werden, in die bei stärkerer Steigung Treppen eingelagert werden müssen.

Abbildung 103

Zu steil angelegte Strasse.

Es gibt gewisse Vorurteile, die sich bei nicht Nachdenkenden so tief eingenistet haben, dass sie wie automatisch ein bestimmtes Schlagwort zur Abwehr auslösen. Das Schlagwort, das bei uns die Erwähnung Treppenanlage auslöst, heisst: Glatteis. Wenn Vorurteile nicht ein Bollwerk bedeuteten, das dicker und uneinnehmbarer wie die dicksten Mauern wäre, würde manche verfehlte Anlage bei uns nicht entstanden sein.

Niemand baut Treppen auf ebener Erde. Wo die Möglichkeit einer Treppenanlage besteht, muss es sich immer um die Bewältigung eines Niveauunterschiedes handeln. Zu dieser Bewältigung gibt es für den menschlichen Fuss nur zwei Wege, die schiefe Ebene oder die Treppe. Will man die schiefe Ebene wählen, so wird sie nur dann angenehm zum Begehen sein, wenn ihre Neigung ganz gering ist. Man muss sich aber klar machen, dass zur Bewältigung einer Anhöhe, zu der 5—6 niedrige Stufen notwendig sind, eine schiefe Ebene von 10—15 Meter Länge gehört, wenn man sie nicht so steil halten will, dass ihre Benutzung unbequem wird. Und rückt man gar erst mit dem schweren Geschütz des Glatteises an, so muss es doch wohl auch ein Laie einsehen, wenn man ihm erklärt, dass Glatteis nicht bloss an Stufen, sondern auch an schiefen Ebenen fest haftet, und dass der Fuss weit eher auf einer schiefen Ebene ausrutscht als auf einer horizontalen Stufe. Man wird sich wohl vorstellen können, dass die Passage bei Glatteis auf einer

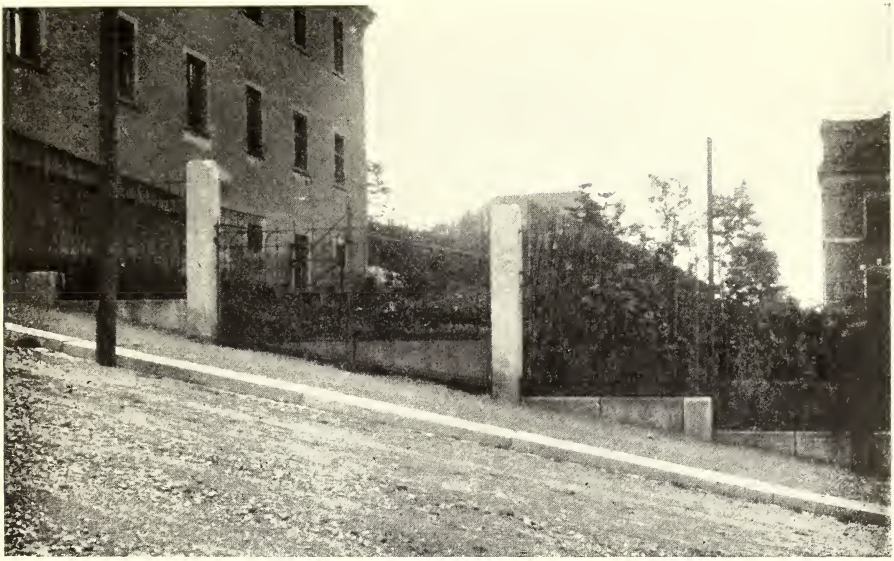


Abbildung 104

Zu steil angelegte Strasse, die bei Glatteis und Regenwetter schlechter begehbar ist, als Treppen

Abbildung 105

Treppenanlage am
Dom zu Erfurt.

Strasse wie der Abb. 104 eine lebensgefährliche Bergsteigung ist, gegen die gehalten das Überwinden einer kurzen Treppe, von deren ebenem Auftritt man bei einiger Vorsicht doch nicht auszurutschen braucht, ein leichtes ist. Nebenbei leben wir ja Gott sei Dank in einem Klima, in dem wir nicht alle Tage Glatteis haben. Es kommt im Winter drei- oder viermal vor, und es gibt dagegen ein sehr einfaches Mittel, das bisher gar nicht unbekannt war: Sand oder Asche streuen, dessen Verwendung in Stadtbezirken auf keine unüberwindlichen Schwierigkeiten stösst. Mir scheint, dass die ganze Glatteistheorie bei weitem mehr von schönheitsfeindlichen Köpfen ausgedacht und verbreitet worden ist. Denn in der Tat gehören Treppenanlagen mit zu den Mitteln, die dem Stadtgebilde hohe Schönheitswerte hinzufügen.

Eine ausserordentlich schöne Treppenanlage zeigt Abb. 105, die zu einem Dome heraufführt und in ihrer ganzen Disposition gewisse Ähnlichkeit mit der grossen Treppe am Capitol in Rom hat oder noch mehr mit der, die links von ihr nach S. Aracoeli hinaufführt. Auch Abb. 106 und 107 zeigen ausserordentlich schöne Treppenanlagen, die es mir wohl erübrigen, sie mit Worten noch näher zu erläutern. Abb. 107 zeigt einen hohen Treppenaufgang auf einen Schlossberg. Auch dieser von Bäumen eingefasste schmale Gang ist ein Beispiel für gute Treppenanlagen.

Neben dem Fehler, durch ungeschickte Strassen-

Abbildung 106

Treppenanlage in Prag

Abbildung 107

Treppenaufstieg in Pirna

anlagen die Fahrbahn zu steil zu machen, treffen wir ebenso häufig auf den entgegengesetzten Fehler, einem jeden Niveauunterschied allzu ängstlich aus dem Wege zu gehen und nach Möglichkeit sämtliche Fahrdämme einer Stadt auf eine Höhe zu legen. Selbstverständlich wird kein Verständiger etwas dagegen sagen, wenn durch Strassendammanschüttungen usw. Niveauunterschiede ausgeglichen werden, welche tatsächlich dem Verkehr ernstliche Hindernisse in den Weg legen. Es gibt Fälle, in denen eine Veränderung des Niveaus notwendig werden muss. Da wo das Grundwasser sehr hoch steht, hat es sehr wohl Sinn, das Strassen- und Häuserniveau in angedeuteter Weise zu erhöhen. Bildet sich irgendwo eine tiefe Mulde, in die alle Wagen erst hinein- und dann wieder herausfahren müssen, so kostet das unnützes Menschen- und Pferdematerial. Es kommt hier eben auf das richtige Mass an. Unsere modernen Gepflogenheiten gehen aber heute über das richtige Mass meist weit hinaus. Ihr Bestreben ist es überall, ganz gleich wo, nur Fahrdämme zu schaffen, deren Längsschnitt eine vollkommen gerade Linie bildet. Sind verschiedene Neigungen nicht zu umgehen, so stossen diese in einem Winkel aneinander, anstatt in grossen Kurven einander auszugleichen. Das Prinzip, das dem allem zugrunde liegt, ist das, dass man nach Möglichkeit die geometrische Linie des Reissbretts in Erscheinung bringen will und das natürliche Terrain zu verstecken sucht, soweit es nur irgend geht. Wie oft habe

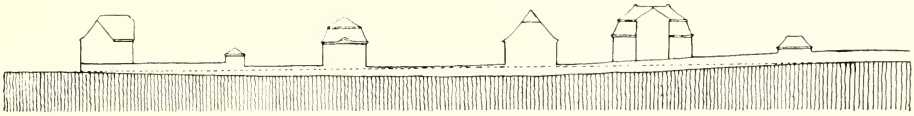


Abbildung 108

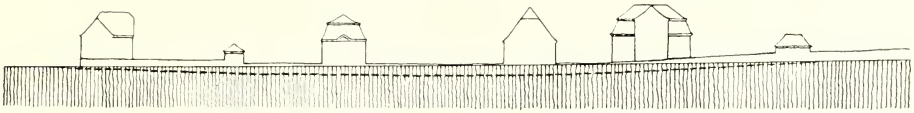


Abbildung 109

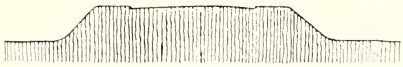


Abbildung 110

Abbildung 108: geringe, kaum sichtbare Senkung einer Strasse. Abbildung 109: „Regulierung“ der Strasse ohne Rücksicht auf ihre vorhandene Bebauung.

Abbildung 111

Eine Gartenstrasse in Rudolstadt. Höhenprofil mit kaum sichtbarer Kurve

ich beobachten müssen, dass irgendwo in einer kleinen Stadt eine Strasse liegt, deren Höhenprofil eine geschwungene Kurve macht (Abbildung 108). Die Steigung ist ganz gering und die Senkung ist so schwach, dass man sie mit blossem Auge kaum bemerken kann. Die Strasse ist wunderhübsch, und man sieht, wie sie durch das Gelände ihre Bahn gezogen hat, rechts und links liegen Gärten mit einzelstehenden Wohnhäusern. Da sieht man eines Tags zu seiner grössten Verwunderung einen Wagen mit Schutt und Erde heranfahren. Wochenlang wird gewühlt und gearbeitet und der Schlusserfolg ist der, dass man das Strassenniveau, um die vorschriftswidrige Kurve auszugleichen, in der Mitte um 1,5 Meter erhöht hat. Die Strasse ist allerdings vollkommen eingeebnet, „planiert", wie ein Eisenbahndamm. Der Stadt hat es eine Heidensumme gekostet und den Anliegern auch. Die Strasse liegt jetzt über den Gärten, sodass mit einem Mal die Mauern, die sie hier und da einst abschlossen, verschwunden sind und man überall in sie hineingucken kann. Die Häuser sind natürlich auch tiefer liegen geblieben, es entstehen überall die grössten Schwierigkeiten. Wenn eine Stadt nun ganz weise ist, dann stellt sie auch an die Anwohner die Anforderung, ihr eigenes Terrain bei Neubauten entsprechend anzufüllen, es höher zu legen. Dabei müssen natürlich sämtliche Bäume im Garten fallen, die Muttererde muss weggeschafft, ungeheure Haufen Schutt angefahren werden, über die die Muttererde, so gut es eben geht, ver-

breitet wird, und es ist dann Terrain für einen neuen Bretzelgarten geschaffen. Der Effekt ist gleich Null, oder was schlimmer ist: das Terrain ist verballhornt. Wozu diese ganz unnützen Arbeiten und Geldausgaben gemacht werden, ist für den unbefangen Denkenden tatsächlich ganz unverständlich. Die Strasse war in ihrer vorherigen Fassung weitaus schöner und genau so benutzbar. Es ist wirklich nur die Manie, dass die Reissbrettlinie überall herrschen soll. Man kann behaupten, dass die Fälle, in denen sich eine solche Niveauregulierung rechtfertigt, zu den Seltenheiten zählen. Wenn man auf einer Strasse von 500 Metern das Terrain an seiner Maximalstelle um 1,5 Meter auffüllen muss, so ist die gewonnene geringe Steigung gerade 0,6 Prozent weniger. Das ist ein Mass, mit dem in der Praxis kaum zu rechnen ist, da es mit dem Auge gar nicht wahrgenommen werden kann. Wenn man beispielsweise auf Abbildung 111 die Strassenlinie beobachtet, so fällt dem Unbefangenen dabei weiter nichts auf, als dass die Strasse sich hübsch natürlich und unauffällig dem Terrain anpasst und auf diese Weise lebendig aussieht. Wenn man nun aber den tiefsten Punkt im Vordergrunde mit dem höchsten Punkt im Hintergrunde verbinden würde, würde sich herausstellen, dass der Strassenschnitt eine nach unten geschwungene Kurve macht, die in ihrer Mitte vielleicht einen Meter tiefer läge als die gerade. Das wäre bei unserer heutigen Gepflogenheit gerade Grund genug, um die Strasse dementsprechend

Abbildung 112

Durch Strassenregulierung verdorbene Haus- und Gartenanlage. Das Strassenniveau wurde gehoben.

Abbildung 113

Bürgersteig mit Treppen.
Strasse in Weissenfels

zu regulieren. Abbildung 112 zeigt eine derartig regulierte Strasse, bei der die Gärten zur Linken teilweise tief geblieben sind. Ich mag nicht entscheiden, ob in dem hier angeführten Fall die Strassenerhöhung unbedingt geboten gewesen ist oder nicht. Ich weiss aber, dass es unzählige Fälle gibt, in denen die ganze Arbeit vollkommen unnötig gewesen wäre und nur der schönen geraden Linie zu Gefallen gemacht worden ist. Es lässt sich auch in keiner Weise rechtfertigen, dass unsere Städte bloss noch die eine Form für die Strassen gelten lassen wollen: den Strassendamm in der Mitte, rechts und links die Bürgersteige von Bortsteinen eingefasst und handbreit erhöht. Bei Geschäftsstrassen und in der inneren Stadt mag ihre Alleinherrschaft ihre Berechtigung haben, solange ebenes Terrain vorliegt. Auf unebenem Terrain werden schon hier und da Abweichungen davon vorkommen müssen. Und gar draussen in den freier gebauten Teilen wird das Schema zu einer wahren Schreckensherrschaft. Warum soll nicht auch mal ein Bürgersteig ein paar Fuss höher liegen, wie etwa auf Abbildung 113?

Zeigen die Stadtväter am falschen Orte eine überflüssige Neigung zu ungeheuren Erd- und Wühlarbeiten, so geht man ihnen an anderen Stellen wieder da aus dem Wege, wo sie unbedingt notwendig sind. Dort, wo Strassen an flachen Abhängen entlang führen, entsteht eine Lage, wie sie der Querschnitt auf Abbildung 115 darstellt. Die Lage der Strasse ist vielleicht eine gegebene. Die Lage

BEISPIEL

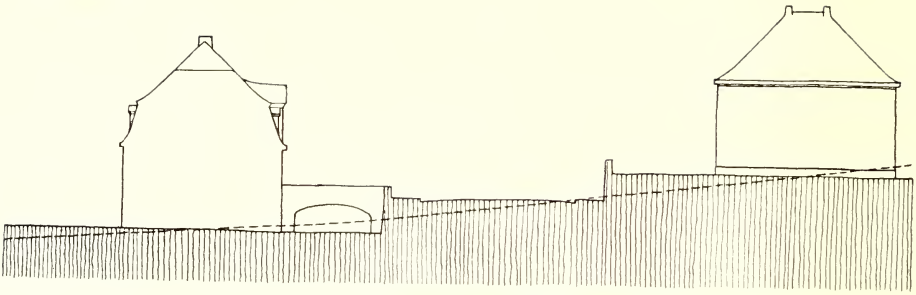


Abbildung 114

GEGENBEISPIEL

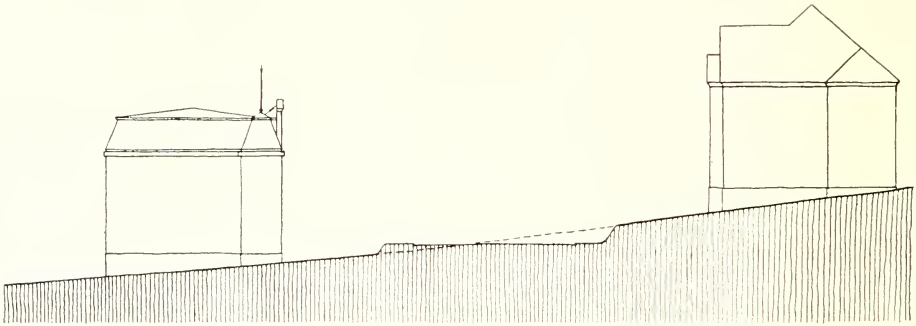


Abbildung 115

Abbildung 114: Geschickte Ausnutzung des vorhandenen Terrains zu Strassenanlagen mit Terrassen. Abb. 115: Strassen- und Hausanlage ohne Ausnutzung des vorhandenen Terrains.

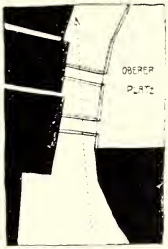
der Baustellen und die damit gegebene Gestaltung der Abgrenzung ist jedoch eine ästhetisch vollkommen unzulängliche. Dass Gartengrundstücke in Form von schiefen Ebenen zu den Unmöglichkeiten gehören, habe ich im Band II über Gärten ausführlich auseinandergesetzt. Die Einförmigkeit der meisten heutigen Strassen auf schiefem Gelände ist um so bedauerlicher, als hier die Möglichkeit zur Ausbildung zweier ausserordentlich schöner Motive geboten ist, wie sie etwa im Querschnitt 114 angedeutet sind, und wie sie für die höher liegende Seite etwa Abbildung 242, 243 und 259 andeuten, während Abbildungen 266, 184 und andere für die tiefer liegende Seite in Frage kommen.

Niveauunterschiede in Städten bringen es häufig mit sich, dass Wegüberführungen in Form von mehr oder minder hohen Brücken notwendig werden. Da sie zu den Notwendigkeiten gehören, die nicht zu umgehen sind, kann ich mich darauf beschränken, im Bilde zu zeigen, dass aus ihnen Stadtbilder von mannigfaltigem Reiz geschaffen werden können, wie das Beispiel Abb. 116 andeuten mag. Aber auch andere Überführungen werden sich bei Terrassierungen ergeben, die die neuere Städtebauweise auf alle mögliche Art zu umgehen sucht, während doch mit ihnen eigenartige Belebungsmittel des Strassenbildes gegeben werden. Ich verweise auf Abb. 117 und 118. Die Häuser in der verhältnismässig engen Gasse auf Abb. 117 liegen einem grossen und breiten Kirchen-

Abbildung 116

Strassenüberführung beim Rathaus in Bamberg

Abbildung 117



Strassenüberbrückung
in Mühlheim a. Ruhr

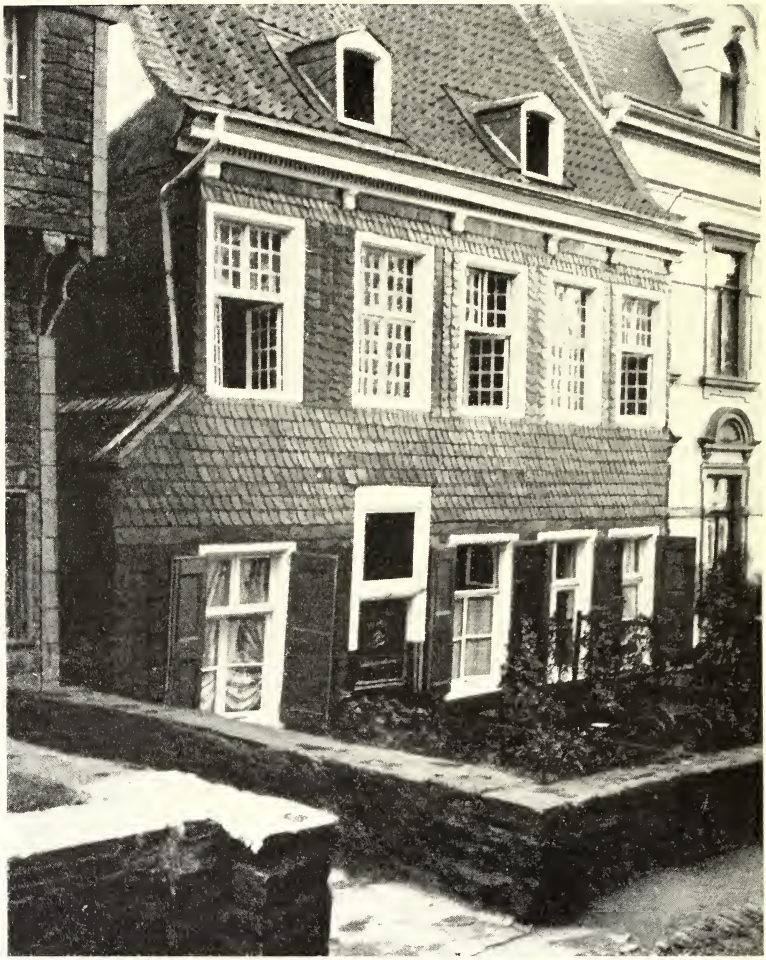


Abbildung 118

Strassenüberbrückung
in Mühlheim a. Ruhr.

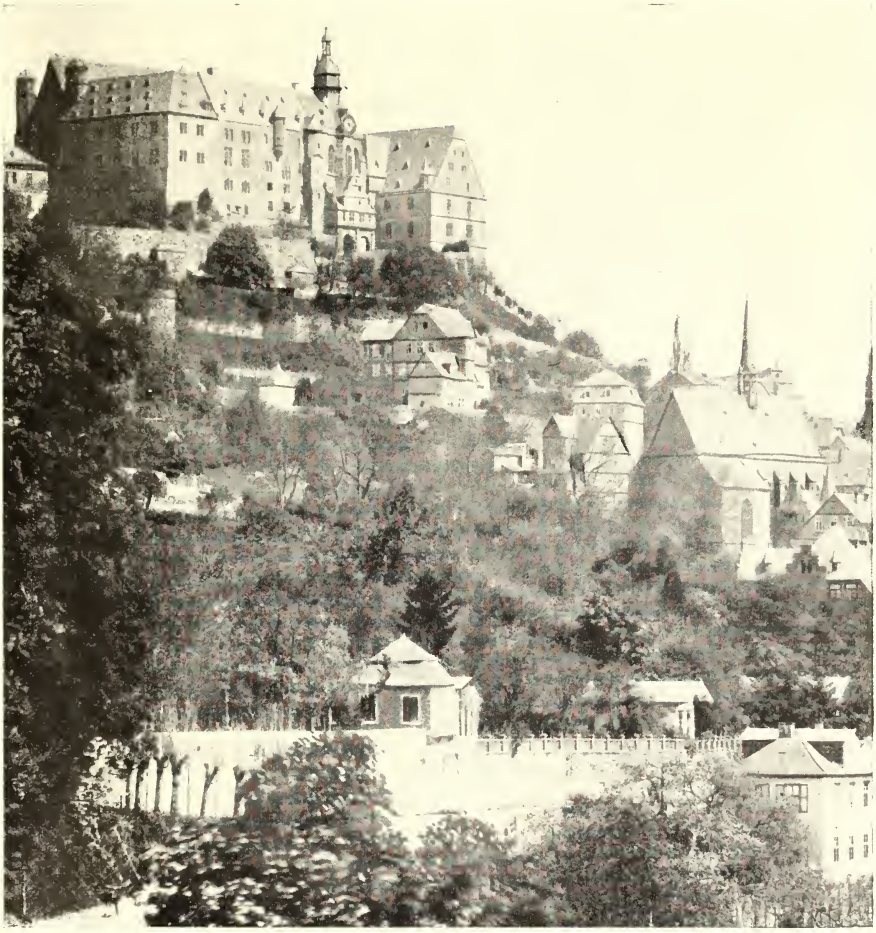


Abbildung 119

Geschickte Bebauung eines steilen Abhanges. Schlossberg i. Marburg.

Abbildung 120

Hausanlage auf Terrassen in Minden

platz gegenüber, der als Terrasse über der Strasse ausgebaut ist. Die Untergeschosse dieser Häuser werden nicht zum Bewohnen benutzt, sondern dienen, weil sie ziemlich düster sind, als Kellerräume. Das Hauptgeschoss liegt im ersten Stock. Was ist da natürlicher, als dass das Obergeschoss sich durch einen Übergang nach dem auf gleicher Höhe liegenden schönen Kirchenplatz den eigentlichen Haustüreingang schafft. Frühere Zeiten fanden mit sicherem Instinkt solche natürlichen Auswege und gestalteten sie mit derselben Sicherheit schön und praktisch. Die beiden Bögen auf der ersten Abbildung schaffen ein anmutiges Strassenbild, wie ebenso die Ausgänge auf der zweiten Abbildung eine freundliche Gestaltung ergeben. Unsere Zeit hat natürlich nichts Besseres zu tun, als die Bogengänge zu entfernen, unter dem Hinweis, dass sie den Strassenverkehr beengten. Und trotzdem ist der ganze Gedankengang vollkommen falsch, dieses schmale Gässchen jetzt nachträglich als Hauptverkehrsstrasse ausbauen zu wollen. Es ist zwar richtig, dass sie bisher als die Hauptverbindungsstrasse zwischen oben und unten diente, aber bei ihrer ganzen Lage ist sie denkbar ungeeignet, jemals eine wirklich stark erhöhtem Verkehr dienende Zufahrtsstrasse auch nach Entfernung der Bögen abzugeben. Es wäre deshalb viel richtiger, die an sich harmonische Anlage ruhig zu lassen und an andrer Stelle eine vollkommen neue und wirklich befriedigend breite Zufahrtsstrasse anzulegen, was man wahrscheinlich später

BEISPIEL

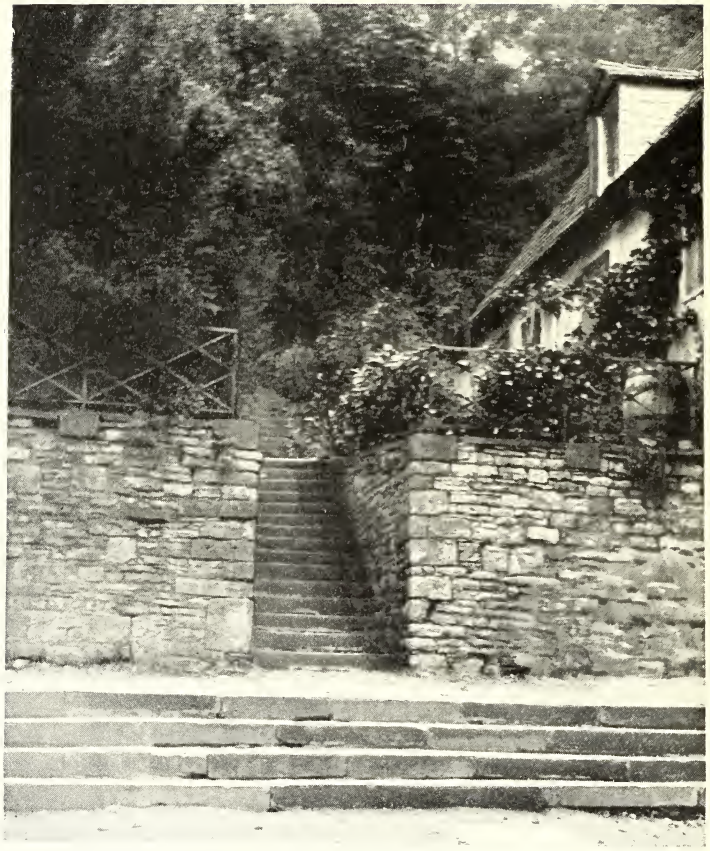


Abbildung 112

Gartenanlage auf Terrassen über der Strasse in Mittelzell a. M. Heute wären solche Stützmauern an der Strasse in den meisten Orten „baupolizeilich verboten".

Abbildung 122

Gestaltung eines Niveauunterschiedes an der Strasse, wie sie von unsern Bauordnungen offenbar als die „schönere“ erzwungen wird.

auch einsehen wird, nachdem das Opfer der beiden Bögen gebracht ist. Auch für die Häuser bildet der Umstand, dass sie an steilen Abhängen gebaut werden müssen, keine Verminderung ihrer guten Anlage, sondern das Gegenteil ist der Fall. Das Haus, das sich auf Terrassenbauten erhebt, schaut über die unter ihm liegenden Häuser hinweg, was von aussen der Erscheinung des Hauses und innen den Fensterplätzen zugute kommt. Das Haus selbst wirkt stattlicher durch seinen hohen Unterbau, nebengelagerte Terrassen bilden die anmutigste Umgebung, und die Möglichkeit eines Ausgangs oben und eines Ausgangs unten ist nicht allein schön, sondern auch nützlich. Hohe Terrassenmauern sind an sich allerdings nicht billig, allein bei steinigen Bergabhängen kann das Material oft direkt aus der Baustelle gewonnen werden, und schliesslich bilden die Terrassenmauern auf der einen Seite nur die natürlichen Kellerwände und Fundamente, während sie nach der dem Berge zugekehrten Seite in Wegfall kommen können, was die Kosten etwas ausgleicht. Darauf, dass sehr häufig ältere Terrassen- und Festungsanlagen in natürlicher Weise als Fundamente benutzt werden können, komme ich noch eingehend zu sprechen. Abb. 120 zeigt ein solches Terrassenhaus, dessen Hauptstockwerk von hinten vom Kirchplatz aus ebenerdig zugängig ist. Einen solchen Zugang von hinten zeigt Abb. 121, und auf Abb. 122 sehen wir einen kleinen Garten auf der Terrasse entstehen, der seitlich

vor dem Hause liegt. In Abb. 123 und a. m. sehen wir Häuser und Hütten, die auf alten Festungsmauern aufgesetzt sind und sich so mit leichten Mitteln eine vortreffliche Lage geschaffen haben, während auf Abb. 124 die durch das Terrain gegebenen und nicht zu umgehenden Terrassenmauern ohne Liebe und Geschick angelegt sind. Dass Terrassen zu sehr hübschen Eingangsmotiven Anlass geben können, sieht man auf Abbildung 125. Die Abbildungen 126 und 127 endlich zeigen Futtermauern an Strassen, die anschaulich erklären, wie das Strassenbild durch sie verschönert wird.

Es ist eine bei allen Epochen zu machende Beobachtung, dass eine jede Zeit gern die Werke der ihr unmittelbar vorausgegangenen zerstört, um sie durch eigene Bauanlagen zu ersetzen. Solange man im Besitz eines gefestigten künstlerischen Könnens war, hatte das nichts zu sagen, wenn man sich nicht an Werken vergriff, die als Dokumente der Weltgeschichte von unersetzlichem Werte waren. Wenn aus dem Colosseum in Rom ein Steinbruch gemacht wurde, um damit Häuser zu bauen, so ist das für alle Zeiten bedauerlich, auch wenn wir die neuen Häuser ihrerseits wieder bewundern. Wenn dagegen ein Gutsherr sein altes Herrenhaus wegriss, um ein neues Schloss, das schöner war als das alte, an seine Stelle zu setzen, so ist das natürlich und liegt im Sinn des Lebens, der das Alte sterben lässt, um es immer wieder neu zu ersetzen. Ganz anders liegt aber der Fall,

BEISPIEL

Abbildung 123

Terrassenmauern in Hirschhorn am Neckar.

Abbildung 124

Kleinliche Gestaltung der an sich günstigen Gelegenheit zur Terrassenbildung.

Abbildung 125

Hausaufgang durch
Terrassen in Pirna

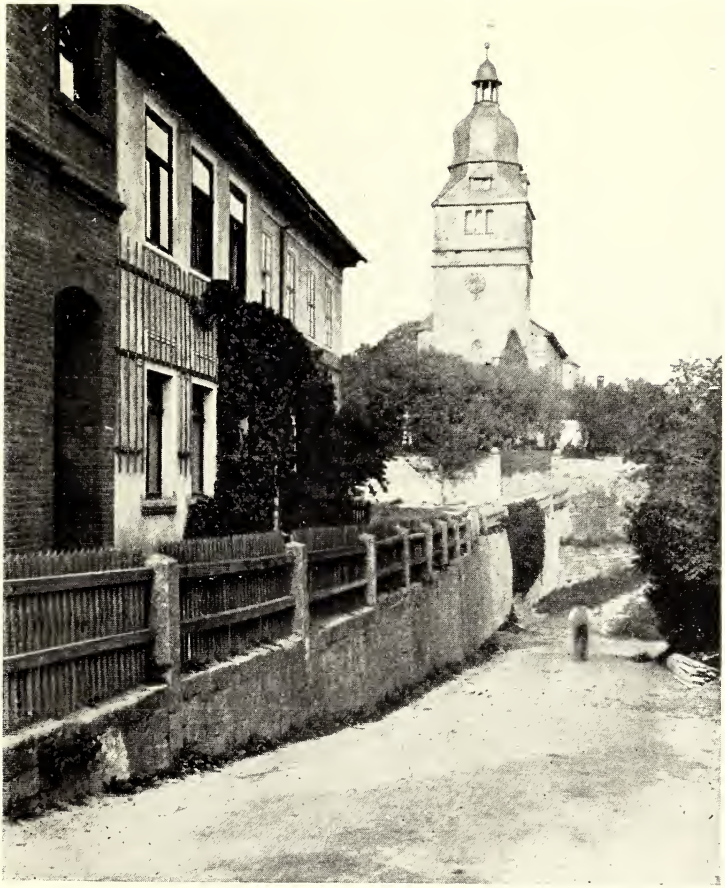


Abbildung 126

Strassenterrasse
in Orlamünde

Abbildung 127

Strassenterrasse
in Orlamünde

wenn gewichtige Anlagen zerstört werden, weil man nicht die Fähigkeit besitzt, sie in ihrem Wert zu erkennen und zu benutzen.

Die meisten älteren Städte erbten aus ihrer mittelalterlichen Vergangenheit einen Gürtel von Wallmauern, Toren und Türmen, die den inneren alten Kern der Stadt umschlossen und sie von den Vorstädten und Gartenstrassen trennten, die sich seit dem 18. Jahrhundert vor den Mauern auszubreiten begannen. Das 18. Jahrhundert war mit diesem Erbe meist recht vernünftig umgegangen. Es dachte nicht daran, historisch oder pietätvoll vorzugehen und die alten Zeugen einer vergangenen Zeit aus archäologischen Gründen zu bewahren. Es waren vernünftig praktisch denkende Menschen, die dem Leben gemächlich ins Gesicht blickten und die Dinge der Welt in der Absicht hinnahmen, es sich in ihnen möglichst gemütlich zu machen. Und so erhielten sie, wo es irgend anging, jene alten Reste, nicht weil sie sonderlichen Respekt vor ihnen gehabt hätten, sondern weil sie sie ausgezeichnet brauchen konnten. Die Art und Weise des 18. Jahrhunderts, die Wallmauern, Stadtgräben, Tore und Türme zu verwerten, ist ganz ausserordentlich lehrreich und verdient deswegen in breiterem Rahmen untersucht und betrachtet zu werden, um so mehr, da das meines Wissens noch nirgends recht geschehen ist.

Seitdem man die Städte geöffnet hatte, waren Mauern und Tore für den ursprünglichen Zweck des Schutzes und

Abbildung 128

Einstige Wallgräben in Dresden.

Abschlusses überflüssig geworden. Aber man hatte so viel natürliches Gefühl für Raumgestaltung, dass man doch wohl ahnte, dass man mit so wundervollen und grossartigen Raum- und Baugestaltungen, wie jene Wälle es waren, etwas anfangen könne. Und so entdeckte man sehr bald, dass sich unglaublich viel aus diesen mittelalterlichen Resten für die moderne Stadt, ihre Menschen und deren Bedürfnisse machen liess. Mit den Grundstücken und Gebäuden, die hinter den Wallgängen lagen, gingen diese, ja oft ein Stück des Wallgrabens selbst in Privatbesitz über. Dieser hohe Sitz auf den Mauern, von denen sich über Gräben und die Teile vor der Stadt meist eine vortreffliche Aussicht bot, waren für die mit natürlichem Baugefühl begabten Menschen des 18. Jahrhunderts in ausserordentlichem Grade anregend. Sie waren nicht mehr sonderlich kriegerisch gesinnt, sondern vor allen Dingen von einer alles durchdringenden Lebensfreude beseelt, und so stellte sich sofort bei allen, scheinbar ziemlich gleichmässig, die natürliche Idee ein: wie vortrefflich passt dieser hohe Sitz, um hier ein Plätzchen zum Schauen, Ruhen und fröhlichen Geniessen anzulegen. Es war im 18. Jahrhundert etwas ganz Selbstverständliches, dass sich solch ein Traum sofort in Gartengestalt verwirklichte. Und so sehen wir überall auf den Wällen reizende Gartenanlagen sich ausdehnen, die über die oft niedriger gelegten Mauern lustig ins Land herausschauen. Gartenhäuschen und Pavillons wurden auf die

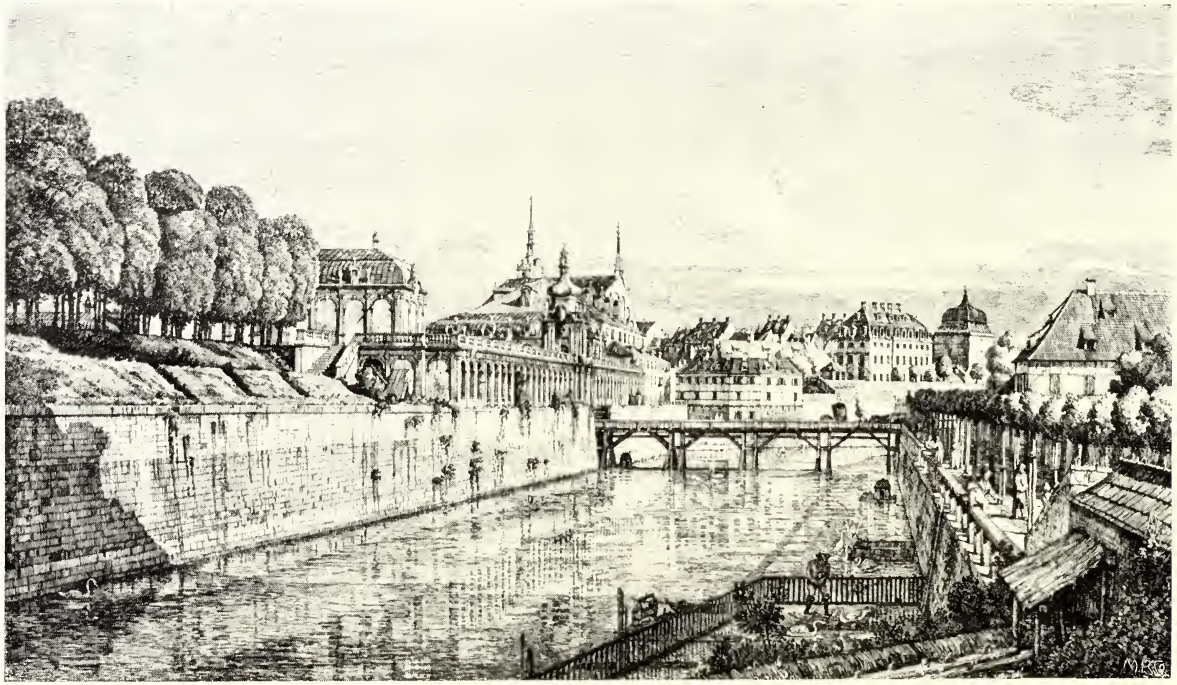


Abbildung 129

Gartenanlage des Zwingers in Dresden mit geschickter Benutzung der Wallgräben (in einstiger Form). Heut sind die Gräben ausgefüllt, mit Strassen überbaut und der Zwinger liegt auf dem Strassenniveau

Abbildung 130

Gartenhäuser auf Wallmauern in Basel

Abbildung 131

Gartenhäuschen auf alter
Wallmauer in Colmar

Abbildung 132

Geschickte Bebauung
auf Mauern in Basel

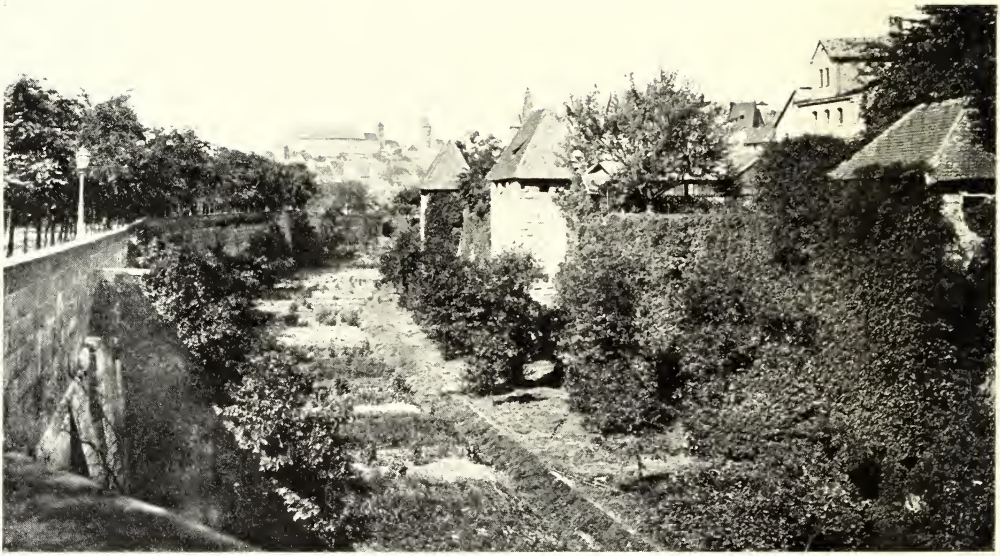


Abbildung 133

Wallgraben in Nürnberg

soliden Fundamente aufgesetzt, von deren Fenstern aus man die reichsten Blicke ins Land und die Gärten hinein geniessen konnte. Die alten Warttürme und die Bastionen wurden ebenfalls in ähnlicher anmutiger Weise verwendet. Oft sogar setzten sich ganze Wohnhäuser auf die mächtigen alten Fundamente der Stadtmauern, und ihre Ausläufer zogen sich bis weit nach hinten zu den engeren Strassen, die von der Stadt her die den Mauern nächstliegendsten waren. Auch die Wallgräben selbst blieben nicht unbenutzt. Hatte früher vielleicht lebendiges Wasser sie durchzogen, so waren jetzt so viel sumpfige Wasseransammlungen dort entstanden, die dem praktischen Sinn des 18. Jahrhunderts nicht mehr behagten. Man leitete das Wasser ab, füllte gute Gartenerde auf, und so entstanden in den Wallgräben selbst wieder neue Gärten, die ihrem Charakter nach meist nicht jene beinahe epikuräischen Züge trugen, wie die Gärten auf den Mauern, sondern mehr die Form von Gemüse- und Nutzgärten annahmen. Auch die alte ursprüngliche Form einer geschlossenen Wasserbahn um den ganzen Kern würde sowohl zu harmlosen Vergnügungen (Kahnfahrt und Schlittenbahn), als auch zum Schmuck im ernstesten ästhetischen Sinne tauglich sein; ganz abgesehen von der klaren Übersichtlichkeit der einzelnen Stadtgruppen, die durch diese Abtrennung entsteht. In der Regel waren die Wallgräben von zwei Seiten von Mauern eingefasst: der inneren eigentlichen und der äusseren Wallmauer, die einst dem Feinde das

Abbildung 134

Schlossgarten
auf dem Wall
in Würzburg

Betreten des Wallgrabens selbst erschweren und sein Verlassen unmöglich machen sollte. In diesen tief gelegenen Gärten entwickelte sich gemäss ihrer ausserordentlich günstigen Lage eine üppige Fruchtbarkeit. Durch ihre gute Lage waren sie den Winden entzogen. Die Tiefe sicherte ihnen Feuchtigkeit, während die Mauern an ihrer Süd- oder Nordseite den Pflanzen starke Wärme oder kühlen Schatten zu bieten vermochten, je nachdem ihr Wachstum es verlangte. Aber auch der äussere Wall, der sich meist ausserhalb der Gräben um die ganze Stadt herumzog, war diesen lebensfreudigen Menschen eine willkommene Beute. Sie sahen sofort mit derselben Sicherheit, dass dieser Wallumgang die vortrefflichste Vorarbeit für eine Promenade rings um die Stadt bildete. Denn in der Tat war hier von Kräften, die für ganz andere Zwecke gearbeitet hatten, eine Gestaltung geschaffen, die für eine sichere und lebensfrohe Zeit für den neuen Zweck gar nicht besser gewünscht werden konnte. Man ebnete den äusseren Wall, legte breite Wege auf ihm an, die man mit doppelten Baumreihen von Linden oder Kastanien bepflanzte, und schuf so einen herrlichen Promenadenweg, der sich rings um die alte umwehrte Stadt hinzog. Die Bewohner hatten nun einen langgestreckten Weg in ihrer unmittelbarsten Nähe, der sie im Freien vor der Stadt hinführte, ohne sie weit von ihren Wohnungen selbst zu entfernen, wie es dem Wesen des täglichen kurzen Spaziergangs am besten entsprach. Es

Abbildung 135

Promenade auf Wallmauern in Soest

wurde so ein Korso geschaffen, der sich in gesunder Luft unter dem Schatten der Bäume hinzog und einen stets wechselnden reizvollen Blick auf Türme, Mauern und Dächer der Stadt bot, die in ihrem neuen Schmuck der Gärten doppelt heiter aussah. Der Bürger, der täglich diesen Spaziergang machte, musste im Betrachten seiner Heimat sie immer mehr liebgewinnen, und sein Sinn musste mit der Vergangenheit, dem Wachsen und Werden der Stadt sich enger verbinden.

Dass die ungezählten Anlagen dieser Art, wie sie uns in Resten aus dem 18. Jahrhundert überkommen sind, nicht dem Zufall oder einer blossen Mode ihre Entstehung verdanken, wird niemand bezweifeln, der die ausserordentlich durchdachte Schönheit und das natürliche organische Wachstum dieser Anlagen beobachtet hat. Man sollte nun meinen, den Städten des 19. Jahrhunderts sei diese Neugestaltung als ein so beneidenswertes Erbe zugefallen, dass sie seinen Besitz hätten hüten und achten sollen.

Aber das, was die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts mit diesem Erbe tat, ist für den unbefangen denkenden Beobachter derartig erstaunlich und überraschend, dass man kaum begreifen kann, wie es möglich ist, dass all diese Vortrefflichkeit in wenigen Jahrzehnten wie von Barbarenhänden zerstört wurde.

Eine allgemeine Manie ergriff die sämtlichen Stadtverwaltungen, die Wallgräben und ihre freundlichen Gär-

BEISPIEL

Abbildung 136

Promenade u. kleines Haus auf dem Wall in Göttingen

Abbildung 137

Ausgeglichenes Terrain ohne charakteristische Ausbildung

BEISPIEL

Abbildung 138

Promenade auf dem Wall in Soest

Abbildung 139

Langweilige Strasse auf
ausgefüllten Wallgräben

Abbildung 140

Promenade an unvollständig erhaltenen Wallgräben in Naumburg a. d. Saale

ten mit ausserordentlichen Kosten abzutragen, zuzuschütten und sie zu ebnen, um das an ihrer Stelle zu errichten, was der moderne Mensch unter „Parkanlagen“ versteht. Das heisst, man teilte, nachdem alles geebnet war, das Terrain in die üblichen Bretzelwege ein und pflanzte Gruppen von unregelmässigem Gebüsch und Tännchen darauf, die die ganze unselige Gestaltungsunfähigkeit des 19. Jahrhunderts in sichtbaren Zügen in sich tragen. Nachdem die Wallmauern so verschüttet und die Gesamtgestaltung ihren Hauptreiz eingebüsst hatte, ging man weiter daran, die Reste von Bastionen, Mauern und Türmen ganz zu beseitigen, obgleich sie eigentlich niemand im Wege standen.

Die Summen, die in Deutschland für diese Verwüstungsarbeiten vertroddelt wurden, müssen sich auf ungezählte Millionen belaufen. Tatsächlich erreicht ist damit rein nichts, nicht einmal die Bauspekulation hat etwas gewonnen, da die neuen Strassenanlagen ja schon in der vortrefflichsten Form geschaffen waren und auch mit Benutzung der Wallmauern, Graben und Promenaden ebensoviel Neubauten hätten geschaffen werden können. Nur mit dem Unterschied, dass sie dann interessant und schön gestaltet hätten werden können, während sie nach der mühsamen und kostspieligen Demolierung der Wälle und des Drum und Dran langweilig und einförmig geworden sind. Die Behauptung, dass die Städte durch diese Demolierungsarbeiten „geöffnet“ würden, ist nicht

Abbildung 141

Befestigungswerke und
Wallgräben in Nürnberg

richtig. Eine Stadt wird dadurch nicht offener, dass sich um den Kern, statt eines Gürtels von grünen Wällen und vereinzelten Turmanlagen, ein neuer noch höherer Gürtel von vierstöckigen Mietkasernen erhebt. Was heisst überhaupt offen? Ein Stadtkern kann nie offen sein in dem Sinne, wie es ein Gartenviertel ist, da seine eigene Bebauung ja keine offene ist. Und da die Tore nicht mehr nachts geschlossen werden, wie in früheren Zeiten, so könnte es sich höchstens um die Zahl und Breite der Zufahrten handeln. Wenn sie nicht genügt, muss sie natürlich vermehrt werden. Doch liegt darin nicht die Notwendigkeit, den Wallgürtel selbst zu demolieren.

Nürnberg bildet ein gutes Beispiel dafür, dass eine Grosstadt sehr wohl diesen Wallgürtel in ihren neuen Organismus einschliessen kann. Dass Nürnberg dadurch nichts verloren, sondern im Gegenteil etwas gewonnen hat, was kaum eine andere deutsche Stadt mehr besitzt, ist eine zu bekannte Tatsache, um sie von neuem beweisen zu müssen. Ein jeder, der Nürnberg kennt, wird wissen, dass Verkehrsschwierigkeiten dort nicht entstehen, und es mehren sich die Stimmen, die es aus wirtschaftlichen Gründen bedauern, dass frühere Zeiten nicht noch konservativer verfahren sind, als es geschehen ist. Hoffentlich wächst allmählich die Erkenntnis, dass es nicht nur aus Einzelgründen zu wünschen gewesen wäre.

Bei den meisten Städten lag kein Grund vor, die Promenaden selbst zu beseitigen, sondern man liess sie

Abbildung 142

Enges Gässchen hinter den Wehrgängen in Nürnberg

in ihrer alten Breite stehen und schuf nur nach vollkommener Einebnung und der Anpflanzung von „Parkanlagen" langweiliger gelegene Baustellen. Einige grosse Städte haben zwar alles zerstört und an ihrer Stelle die sogenannten Ringstrassen angelegt. Es lässt sich wohl darüber streiten, ob diese ihren Platz ausgerechnet an dieser Stelle finden mussten, oder ob einige weite, gross angelegte Gürtelstrassen nicht gerade so gut auch hundert Meter weiter draussen sich hätten hinziehen können. Das, was die Städte durch Konservierung ihrer Vergangenheit gewonnen hätten, hätte sicherlich manche andere Nachteile reichlich aufgewogen, wenn das Allgemeinwohl über Vorteile vereinzelter Bauspekulanten gestellt wird. Die Art und Weise, wie aber die alten Wallanlagen am besten vom Bedürfnis nach neuen Wohnstätten hätten benutzt werden können, ist für einen mit Raum- und Gestaltungsgefühl begabten Menschen so einfach, dass man immer noch nicht versteht, warum die Menschen den einfachen Gedanken ihrer Vorfahren nicht begreifen konnten. An der Aussenseite des Walls, also noch ausserhalb der Promenadenwege, ergaben sich die Baustellen ganz allein. Die brauchten nicht besonders geschaffen zu werden. Die Wallmauern selbst aber boten doch nicht allein für Gartenhäuschen, sondern auch für grössere Wohngebäude ausgezeichnete Baustellen.

In der Regel lief zwischen Stadtmauer und Stadt eine schmale Gasse, von der aus einst die Wallgänge er-

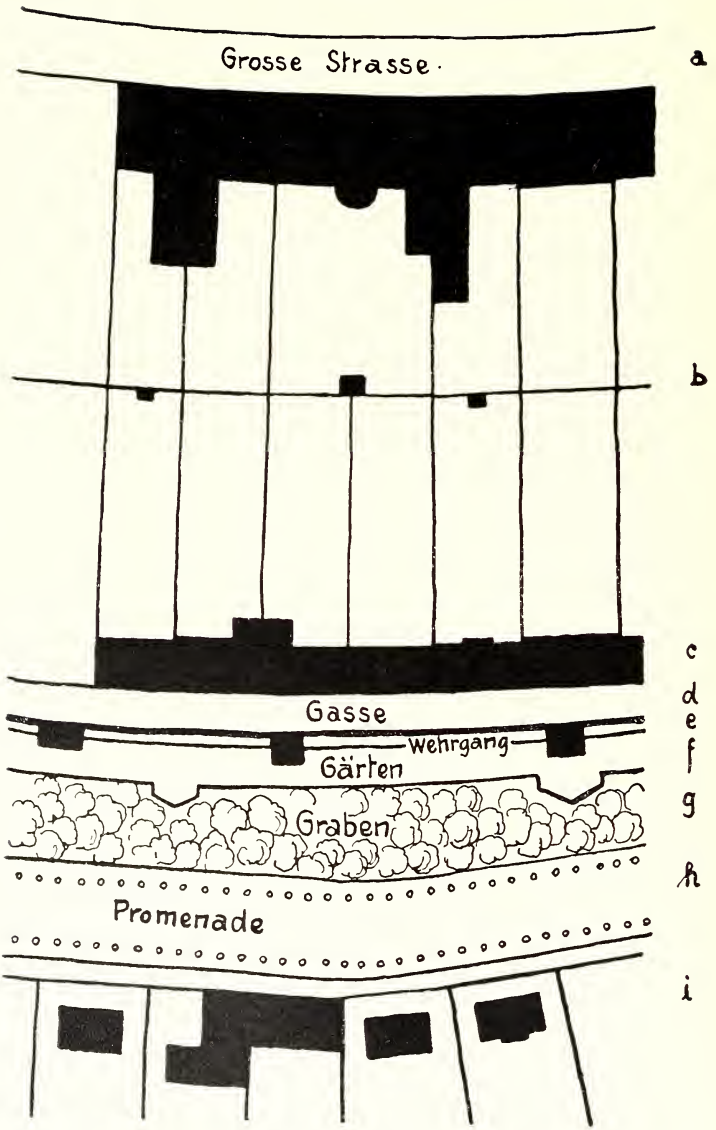


Abbildung 143

Schema der Bebauung

reicht wurden (Abb. 142). Weiter stadtwärts liegen meist langgestreckte Grundstücke, die sich bis zur nächsten grösseren inneren Ringstrasse hinziehen (siehe Abb. 143, Grundriss). Die Bebauung hätte nun folgendermassen vor sich gehen können, wie sie tatsächlich schon hier und da in Ansätzen aus dem 18. und 19. Jahrhundert vorhanden ist. Sollten kleinere Häuser von mässigem Umfang errichtet werden, so genügten oft schon die Grundstücke, die zwischen der kleinen Gasse und der Stadtmauer lagen (siehe auf dem Grundrisschema Abb. 143 Zone e und f). Bei den grossen mittelalterlichen Befestigungswerken ist da eine Tiefe von 10—15 Meter keine Seltenheit, was zum Einbauen eines mässigen Hauses ja vollkommen genügt. Ein solches Haus stützte sich mit der einen Front vorn auf die soliden Fundamente der alten Stadtmauern, und seine Fenster boten nach der Seite den freiesten und reichsten Blick, den man sich wünschen konnte, und mit der andern Front lag das Haus in der kleinen Gasse d, die einen stillen Zugang bildete, der aber nicht unfreundlich zu sein brauchte. Es hätte in der Hand der neuen Anlagen gelegen, diese ganze Gasse allmählich zum angenehmsten Gartenwege zu gestalten, wie es heute an anderen Stellen doch so oft in Form von Privatstrassen angestrebt wird. Wünschte man in ihr ein grösseres Haus und Garten, so konnte man beliebig viel Terrain auf der Mauer abteilen und zuweilen sogar alte Bastionen für Gartenhäuser usw. aus-

Abbildung 144

Haus auf Wallmauern
in Naumburg a. Saale

Abbildung 145

Gärtchen auf Wallmauern
in Naumburg a. d. Saale

Abbildung 146

Gartenhaus auf Wallmauern in Colmar

bilden, wie es auf Abb. 146 zu sehen ist. Dass ein so angelegtes Haus von der Promenade her ein wundervoll bereicherndes Stadtbild abgeben kann, wird man bei Betrachtung der Bilder ohne weiteres verstehen. Die auf Abb. 147 abgebildete Bastion ist im Innern und Äusseren verwahrlost, aber Bilder wie Abb. 130 und 132 u. a. werden leicht zeigen, was mit wenig Mitteln aber viel Verständnis daraus gemacht werden kann.

Auch wenn die Bebauung keine so weitläufige mit grossen dazwischen gelagerten Gärten hätte sein sollen, so hätte sich auch dies unschwer ausführen lassen. Ja sogar eine geschlossene Häuserreihe und Gärtenanlagen hätten auf dieser Mauer ihren Platz finden können, oder es müssten wunderlich geschmacklose Leute sein, die nicht mit Begeisterung sich nach diesen herrlichen Wohnungen gedrängt hätten, besonders wenn durch die Neuanlage die Zufahrtsstrasse d hinter der Mauer entsprechend gestaltet worden wäre. Bevor es sich um ganz neue Bebauungen handelte, hätte man es ja alles in der Hand gehabt, so gut man es bei einem Bebauungsplan andrer Art in der Hand gehabt hat, Stadtteile vollkommen umzuwandeln.

Eine zweite Möglichkeit wäre endlich die gewesen, die auf dem Grundriss, Abb. 143, mit c bezeichnete Zone zum eigentlichen Baugrund für neue Wohnhäuser zu nehmen, was unschwer gegangen wäre, weil hier zumeist kleinere und ärmere Häuser standen, deren Erwerbung auf

Abbildung 147

Einstmals zu Wohnzwecken ausgebaute Bastion in Naumburg an der Saale

keine unüberwindlichen Schwierigkeiten gestossen wäre. In dem Falle hätte natürlich die eigentliche Mauer nicht überbaut werden dürfen, um den hinter ihr stehenden hohen Häusern freien Blick über Gräben und Promenade zu sichern. Dies wäre ohne Schwierigkeiten gegangen, wenn die Wälle Gärten geblieben wären, die ja auch eventuell zu den Häusern gegenüber der Strasse hätten gehören können. Da die Strasse ohnehin keine Verkehrsstrasse gewesen wäre, sondern mehr den Charakter einer Privatstrasse getragen hätte, wäre es gar nicht ausgeschlossen gewesen, dass hier und da Überbrückungen aus dem ersten Stock nach den gegenüberliegenden Mauergärten geführt hätten, die die Wohnungen in unmittelbare Verbindung mit den Gärten gesetzt hätten. Die Zufahrtsstrasse hätte zudem auf verschiedene Weise gestaltet werden können, was natürlich hier rein prinzipiell nicht festgelegt werden soll, weil eben ein jeder konkrete Fall seine Sonderlösung verlangt. Das sind einzelne Baugestaltungen, auf die ich hier nicht näher eingehen will, auf die aber frühere Zeiten mit der grössten Anmut und Sicherheit scheinbar mühelos kamen und die zur Benutzung so angenehm sind, dass wir uns glücklich schätzen müssten, wenn wir sie wieder hätten. Und eine zukünftige gesunde Architektur hätte sie sicher wieder gefunden, wenn nur nicht auf Jahrhunderte hinaus durch die verfehlten Bauordnungen jeder interessante Baugedanke unmöglich gemacht und alle Häuser in ein ödes, gedankenarmes Schema gezwungen gewesen wären.

Ich hätte dies Thema nicht so ausführlich behandelt, wenn es sich nur um einen Grabgesang handelte. Aber es besteht noch einiges Gute in Deutschland, das nur gerettet werden kann, wenn es von neuem dem Leben zu dienen vermag. Und in der angedeuteten Methode erblicke ich hierzu eine Möglichkeit.

Es ist mir mehr als wahrscheinlich, dass man auch mit modernen Festungswerken, die man eingehen lässt, etwas Besseres machen könnte, als sie mit ungeheuren Kosten abzutragen. Ganz sicher liesse sich auch bei ihnen mit geschickter Benutzung der vorhandenen Terrassenbildungen etwas Besseres machen, als mit dem später eingeebneten Terrain. Natürlich liessen sich auch hier Vorschläge nur von Fall zu Fall machen. Die heutige Methode des gedankenlosen und mühseligen Beseitigens ist jedenfalls die unfruchtbarste.

Ähnliches gilt auch von den Toren, die manche unserer Städte noch hier und da besitzen. Schon das 18. Jahrhundert ist nicht gerade pietätvoll mit den Resten des Mittelalters umgegangen, aber man muss ihm zugestehen, dass es dort, wo es das Alte vernichtete, Neues an seine Stelle setzte, das die ganze hohe Schönheit und den klugen Sinn für praktische Gestaltung erkennen liess, wie es für jene Zeit so charakteristisch ist. Das 19. Jahrhundert räumte dann gründlich auf mit allem, was stehen

Abbildung 148

„Freigelegtes“ Tor in Potsdam

Abbildung 149

Stadttor in Amberg i. B.

geblieben war. Erst die neueste Zeit hat mit ihren auf Denkmalpflege gerichteten Bestrebungen den Erfolg zu verzeichnen, dass nicht jedes Schildburg ohne weiteres auf eigene Faust seine mittelalterlichen Baudenkmäler, die zufällig in seinen Mauern stehen, vernichten kann, sondern dass es wenigstens erst mal bei der Regierung fragen muss, wenn ihm das Gelüst dazu ankommt. Man muss gerechterweise zugeben, dass es heute gewisse Unzuträglichkeiten mit sich bringen würde, wenn der ganze Wallgürtel noch den innern Kern der alten Städte umschlösse und die Tore die einzigen Zugänge bildeten. Für absolut unmöglich würde ich auch das bei kleinen Städten nicht halten; grössere indessen brauchen ja sicher breite Zufahrtsstrassen, die mehreren Fuhrwerken nebeneinander Raum lassen. Meist hat man sich in der Weise geholfen, dass man, wie erwähnt, die Tore einfach ganz niederlegte. In einigen Fällen hat man den Ausweg gewählt, dass man die Strassen neben den Toren vorbeiführte und die Tore selbst „freilegte", sie mit „Anlagen" umgab und ihnen damit beinahe genau so schlimm mitspielte, als wenn man sie ganz weggerissen hätte. Sie als Durchgang zu benutzen, wurde aber polizeilich verboten. Der Grund hierfür wird uns Profanmenschen ewig geheim gehalten werden. Auch Toren aus späterer Zeit ist es ähnlich gegangen. Man betrachte daraufhin Abb. 148, ein wundervolles altes Tor aus dem 18. Jahrhundert, das jetzt vollkommen sinnlos und beziehungslos mitten auf einem

Abbildung 150

Stadttor in Sooden a. Werra

öden Verlegenheitsplatze stehen geblieben ist und sich dort augenscheinlich wenig wohl fühlt. Da wäre es wirklich besser, es ganz wegzureissen; es kann ja schliesslich an anderer Stelle wieder aufgebaut werden. Denn was im Stadtbilde stehen bleibt, muss mit dem Leben in Beziehung stehen oder gesetzt werden, sonst sitzt es störend als Fremdkörper in dem lebendigen Organismus. Das Tor auf Abb. 149 ist stehen geblieben und der Verkehr leidet scheinbar keine Not darunter. Die Durchfahrt ist breit genug, um zwei Wagen nebeneinander passieren zu lassen; mehr bedarf es auch nicht. Sonderbare Schwärmer haben zwar manchmal behauptet, so ein Tor müsste weg, weil bei einem Festzug ein Karnevalswagen vielleicht nicht drunter weg könnte. Über solche Leute müsste wohl eine Stadtverwaltung zur Tagesordnung übergehen. Man könnte aber dem Tor auf Abb. 149 vielleicht den Vorwurf machen, dass auch der Fussgänger den Wagendamm benutzen muss. Es könnte da sehr leicht Abhilfe getroffen werden, wenn unten durch die beiden Türme breite Durchgänge geschaffen würden, durch die der Fussgängerverkehr vollkommen ungehindert passieren kann. Grosse Städte mit gewaltigem Verkehr haben ihrem Stadtbilde dieses „Opfer" gebracht, und es war noch niemand so dick, dass er durch die Pforten nicht durchgegangen wäre, selbst nicht in München. Ein sehr charakteristisches Beispiel ist auch Abb. 150 und 151, bei dem es es sich um eine sehr kleine Stadt handelt. Das Strassen-

Abbildung 151

Stadttor mit der sogen. „Pennigstube“ in Sooden a. Werra

bild, das hier entsteht, ist eins der entzückendsten, was sich ein kleines Landstädtchen nur wünschen kann. Das Tor ist allerdings so eng, dass vielleicht zwei Wagen zur Not gerade nebeneinander passieren können. Ein hoch beladenes Fuder dürfte den Platz allein in Anspruch nehmen. Das ist nun in einem Landstädtchen kein Unglück, wenn schliesslich ein Wagen einen Moment wartet; die ganze Strasse ist ja auch nicht sehr viel breiter, und es könnte hier ein sehr einfacher Ausweg geschaffen werden, wenn man von dem Gärtchen, das rechts vom Tore liegt, ein kleines Stückchen zur Strasse abtrennte und dort eine zweite Durchfahrt schaffte. Natürlich dürfte diese Durchfahrt nicht offen sein, sondern der Blick müsste auch hier wieder von neuem durch ein niederes Bauwerk oder eine Mauer geschlossen werden, durch die der Bogen führt. Wenn man wollte, fände sich überall ein schlichter, einfacher Ausweg. Aber die Bürger sind von einem Fanatismus gegen ihre eigenen Schätze verzehrt und ahnen gar nicht, was sie für Werte besitzen und sinnlos zerstören. Wie oft schon haben sie einen alten „Schrank" zerschlagen und verbrannt, für den sie Hunderte und oft auch Tausende von Mark hätten lösen können. Ihre alten Tore können sie zwar nicht verkaufen, wenn aber eine Generation herangewachsen ist, die Verständnis für unsere Kultur besitzt, so wird die Stadt auch in ihren alten Bauanlagen Werte besitzen, die sich nicht nur rein ideell, sondern auch wirtschaftlich rentieren wer-

Abbildung 152

Stadttor in Danzig

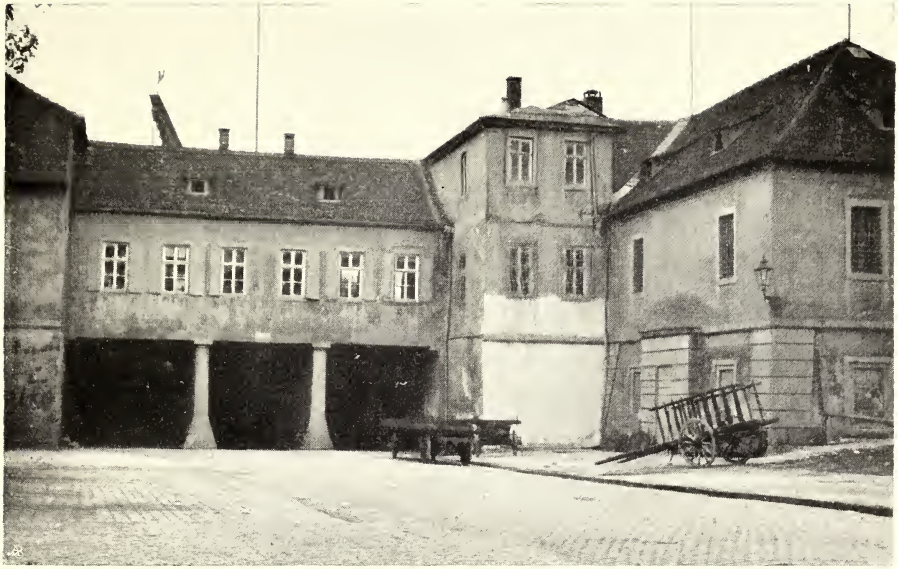


Abbildung 153

Torfahrt in Würzburg

Abbildung 154

Strassenbild aus Rudolstadt. Hohes Haus oben, niedere Bebauung unten

den. Man denke nur daran, was für Summen Rothenburg alljährlich aus seinem Besitz an Dokumenten deutscher Kultur zieht.

In Abb. 152 sehen wir ein Tor, bei dem schon Proben angestellt sind, welche Erweiterung der Durchgänge dem Verkehr genügen dürfte. Wer es selbst kennt, wird wissen, wie notwendig die dahinterliegende Strasse den Abschluss des Blickes hat. Es ist also sehr zu loben, wenn die Stadtverwaltung unter Beibehaltung des Tores eine Anpassung an modernen Verkehr versucht. Nur tue sie das auch unter richtiger Würdigung des Begriffs Erhaltung und baue keine mittelalterlichen neuen Tore hin. Ein neues Tor hat nur dann Wert, wenn es ganz als eigene Schöpfung aus seiner Zeit heraus entstanden war; jene alten Dokumente sollen uns darüber unterrichten, was vergangene Zeiten schufen, und nicht, wie sich der oder jener Baumeister das Mittelalter denkt.

Abb. 153 ist ein Werk neuerer Zeiten. Hier hat man schon breiterem Verkehr Rechnung getragen, und die drei Torbogen dürften wohl dem Durchgangsverkehr genügen. Dieses hier angeführte Beispiel ist zwar kein eigentliches Stadttor, sondern eine Durchfahrt nach einem Hafenkai, doch ist das hier für unsere Zwecke gleichgültig, da die Formen die des Tores sind.

Endlich sei hier an dieser Stelle noch einer Beobachtung Erwähnung getan, die Prof. Th. Fischer in einer Abhandlung über den Städtebau macht und die zu den

Abbildung 155

Stadtbild aus Bautzen. Hohe Bebauung oben, kleine Häuser unten

Baugestaltungen bei Terrainverschiedenheiten gehört. Er berichtet, dass man bei Bebauung von Terrain mit Anhöhen sehr häufig den Fehler mache, die hohen Gebäude am Fuss der Berge, dagegen kleine Häuser auf ihre Kuppen zu setzen. Dadurch werden die Terrainunterschiede ausgeglichen, während es doch die Aufgabe der Städtebaukunst sein müsse, die charakteristische Erscheinung der Landschaft mit den ihr eigentümlichen Mitteln hervorzuheben. Es sei also viel richtiger, den Rand der Bergkuppen mit hochragenden Gebäuden zu besetzen, die den Eindruck der Höhe steigern, während sich an den Fuss der Berge niedrigere Häuser schmiegen müssten, die zu demselben Eindruck beitragen. Natürlich kann man solche Massregeln, die frühere Zeiten in freiem natürlichen Instinkt fanden, heut nicht dem guten Willen der Bauspekulation überlassen. Vielmehr ist es Aufgabe der Städteerbauer, Bauplätze, die sich etwa am Rande von solchen Höhen befinden, von vornherein für Monumentalgebäude festzulegen, während die Bebauung der am Fusse sich anschmiegenden Strassen so festzulegen ist, dass sich dort etwa Einfamilienhäuser hinziehen.

Für die räumliche Wirkung dieser Anordnung ganz im allgemeinen können Abbildung 154 und 155 als gute Beispiele dienen.

KAPITEL VII

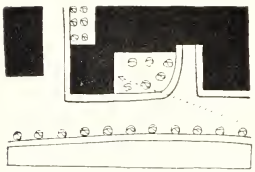
Vorsprünge

Es gibt eine Menge von Bauformen, die für die Einzelschönheiten des Städtebildes von Wichtigkeit sind und von der Baupolizei mit Fanatismus verfolgt werden. Es sind alle Abweichungen von der schnurgeraden Linie der Bauflucht, jedes eigensinnige Vorspringen eines Hauses oder eines seiner Bauglieder, das einen Quadratfuss vom Bürgersteige für sich in Anspruch nimmt. Für die Neuanlagen von Strassen duldet die Bauordnung nichts anderes als schnurgerade Baufluchten, in denen ein jedes Haus militärisch in die Fronten eingerichtet ist. Bei den alten Strassen beseitigt man, wo es nur irgend möglich ist, vorschriftswidrige Unregelmässigkeiten, und beraubt damit die Stadt wertvoller Schönheiten, um recht Minderwertiges dafür zu gewinnen, nämlich eine Bauweise, mit deren Beseitigung die Zukunft genug zu tun haben wird. Dass es für den Verkehr von grossem Vorteil sein kann, wenn die Fluchtlinie eines Hauses einmal zurück-

Abbildung 156

Strassenrücksprung als Mittel zur Belebung der Strassenfront. Rudolstadt

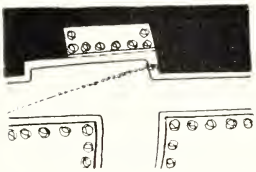
Abbildung 157



Vor- u. Rücksprung der Bebauung einer Strasse in Cassel

oder vorspringt, davon sprach ich schon im ersten Kapitel. Aber auch für das Städtebild selbst ist es ein wichtiges Mittel, Belebung in die Strassen zu bringen. Einen solchen Vorsprung im kleinen Masstab zeigt Abbildung 156, während man es auf Abbildung 157 im grösseren Stil ausgeführt sieht. Dadurch, dass das seitliche Gebäude hier weit hinter die Strassenflucht zurücktritt, wird das Eckhaus zu einem abschliessenden Prospekt für die Strasse und dadurch in weit höherem Grade sichtbar, als wenn es, selbst freistehend, in die Flucht zurückgerückt wäre. Auch Abbildung 158 zeigt einen solchen sehr glücklichen Wechsel in der Bauflucht. Auf Abbildung 159 sehen wir, was für reizvolle architektonische Formen durch so ein Zurückspringen entstehen können. Es kann sein, dass die Anlage in dieser Form beinahe ein Zufallsprodukt des grossen Strassendurchbruchs ist, und man wird auch zugeben müssen, dass das Trottoir links vom Hause zu schmal ist. Nichts würde aber hindern, bei Bebauungsplänen solche Eckmotive von vorneherein zu planen, wo es dann in der Hand des Städtebaumeisters läge, jedem Strassenteil die nötige Breite zu geben. Natürlich sagt hier der Verkehrsrationalist: aber das gibt ja Verkehrsstockungen. Der Glaube an diesen Verkehr ist zu einem wahren Götzendienst geworden, dem ohne jedes Besinnen jedes Opfer gebracht wird, wenn Moloch es auch gar nicht verlangt. Die Götzendiener am grünen Tisch können sich den Verkehr eben nur so vorstellen, als wenn ge-

Abbildung 158



Vor- u. Rücksprung der Bebauung am Schlossbau in Karlsruhe

Abbildung 159

Eckgestaltung an einer Strasse in Erfurt

fühllose Massen auf den Trottoirs wie auf Gleitebahnen rechts hinauf- und links herabrutschen. Dies mag annähernd zutreffen, wenn man eine Feststrasse von allen Zugangswegen absperrt und der Verkehr von der Polizei geregelt wird. Es trifft aber in keiner Weise im eigentlichen lebendigen Verkehr zu. Der wimmelt wie ein Ameisenhaufen und ein jedes Tierchen schleppt sein Päckchen in einer andern Richtung. Nur für den oberflächlich Zusehenden ist das Ganze regellos; der genauer Hinschauende erkennt gar bald, dass jede Ameise genau weiss, wo sie hinmuss, wenn auch alles durcheinanderkrabbelt. Die modernen Verkehrsrationalisten legen ihre Strassen aber nach dem Gedanken an: der Verkehr hat so und so vor sich zu gehen, und denken sich die Massenbewegungen der Bequemlichkeit halber recht einfach. Sie vergessen dabei aber, dass der natürliche tägliche Verkehr die Summe von vielen individuellen Einzelwillen ist und ein komplizierter gesponnenes Netz braucht, als unsere Strassenquadrate. Ich hatte neulich eine Reihe von Einkäufen in der Leipzigerstrasse unserer Reichshauptstadt zu machen und konnte mich wieder mal von der Schwierigkeit überzeugen, dort, wenn man sich nicht von den Massen auf- oder abwärts schieben lassen will, seinen Weg zu gehen. Ein paar Tage darauf befand ich mich in einer grossen alten Stadt Süddeutschlands, in der eine Feier eine grosse Menschenmenge zusammengeführt hatte. Der innere, unregelmässig gebaute Kern der Stadt wim-

melte von Menschen. Und sonderbar: der Ameisenhaufen wimmelte hier mühelos, und ohne wesentliche Stockungen konnte man hier seinen Weg finden. Ich dachte an mein Thema und fing an, systematisch zu beobachten. Da es sich nicht um eine einzelne Strasse handelte, die gleichsam wie ein schnurgerader Kanal allen Verkehr aufzunehmen hatte, sondern um eine Reihe wichtiger Strassen, die durch Plätze und verbreiterte Strassen im Zusammenhang standen, blieb dem individuellen Verkehrswillen ein freieres Feld der Betätigung. Ich achtete darauf, ob Ausbuchtungen der Verkehrswege in der Weise zu Verkehrsstockungen Anlass gäben, dass dort Menschenmengen eingekeilt und, ohne Ausweg zu finden, hart bedrängt würden. Das Gegenteil war der Fall. Diese Orte blieben leerer wie die eigentlichen Verkehrsbahnen und boten mir, da sie sehr häufig waren, wie stille Inseln Gelegenheit, mich sofort dem drängenden Verkehr zu entziehen und von dort aus ungestört zu beobachten. Ich sah auch hier, von welcher Wichtigkeit für den Verkehr die vielen kleinen und kleinsten Verbindungswege waren, wie ich sie im Kapitel III eingehender beschrieb. Sie wirkten genau wie Sicherheitsventile, durch die das Zuviel sofort im gegebenen Moment gleichsam unbemerkt abfluten kann, ohne Reibungspunkte zu erzeugen. Dies eine Beobachtung, die ich hier einschalten möchte, obgleich sie mehr zum Thema der vorhergehenden Kapitel gehört.

Auch in der Behandlung der Strassenecken könnten

BEISPIEL

Abbildung 160

Einstige Bebauung des Mühlendamms in Berlin. Geschickte Abrundung der Ecke

Abbildung 161

Ungeschickte Bebauung einer Ecke

Abbildung 162

Umbrochene Ecke eines
Hauses in Oranienburg

wir von den Alten viel lernen. Das Einzige, was von all ihrer Kunst zu uns herübergekommen ist, ist die oft ganz schematisch geübte Vorschrift, die Ecken abzuschrägen, wie es etwa auf Abbildung 161 sichtbar ist. Es gibt Städte, in denen eine jede Ecke derart abgeschnitten ist, was höchst langweilig und phantasielos wirkt, besonders wenn es an jeder Strassenkreuzung an allen vier Ecken gleichmässig auftritt. Dass auch eine Abschrägung gut durchgebildet werden kann, ist selbstverständlich. Auf Abbildung 162 sehen wir eine recht originelle Durchführung, die allerdings nur an einem Fachwerkaufbau möglich ist. Doch ist die Abschrägung noch nicht das einzige Mittel, eine Ecke weicher zu gestalten. Eines der schönsten ist die Abrundung, die zugleich Gelegenheit zu einem rund oder oval gehaltenen Innenraum bietet. Abbildung 160 ist dafür ein charakteristisches Beispiel. Auch auf Abbildung 163 sehen wir eine sehr interessante Durchführung der Abrundung der Ecke. Als andere bemerkenswerte Art, Ecken zu bilden, führe ich noch Abbildung 164 und Abbildung 165 an. Auf ersterer ist die Ecke unten massiv ausgebaut, während sie vom ersten Stock an liegen bleibt und dem dahinterliegenden Zimmer als vorgelagerte Terrasse dient. Man findet ähnliche Lösungen hier und da in Italien, nur mit dem Unterschied, dass der Unterbau durch Bogenstellungen geöffnet ist und so dem Durchgangsverkehr dient, wobei sehr häufig auch wohl das Hausportal in ihm liegt.

Abbildung 163

Geschickte Abrundung der Hausfronten bei der Bebauung eines Platzes. Neumarkt in Dresden

Abbildung 164

Vorgelegte Terrasse
an der Ecke. Prag

BEISPIEL

Abbildung 165

Geschickte Baulösung einer
Strassenecke in Würzburg

GEGENBEISPIEL

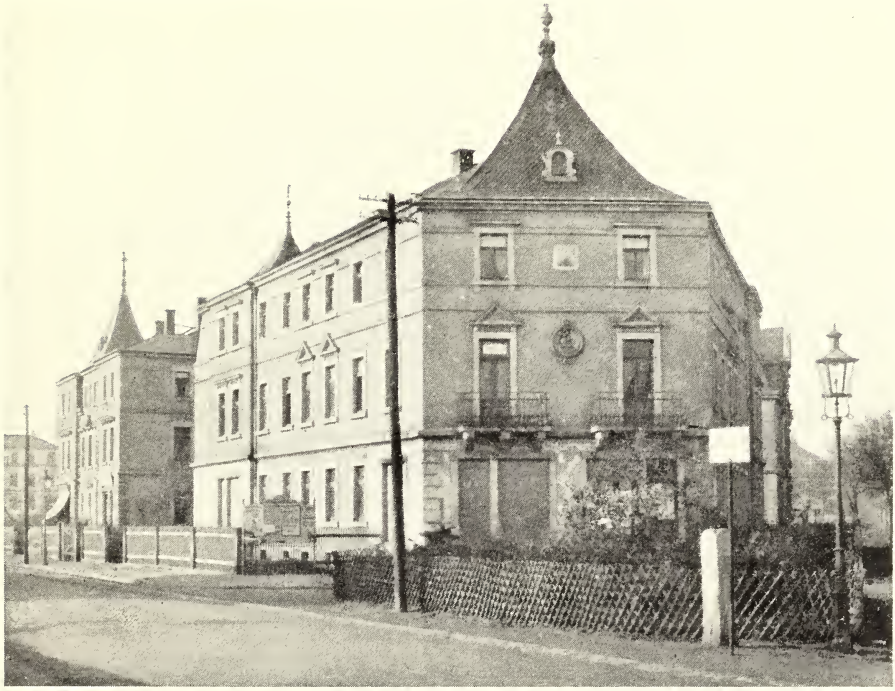


Abbildung 166

Bebauung einer Ecke ohne irgendwelche Ausnutzung des Eckmotivs

Dass solche Lösungen durchaus im besten Sinne praktisch sind und in keiner Weise verkehrshindernd, kann nur ein blinder Fanatiker ableugnen. In dem andern Beispiel Abbildung 165 ist die Ecke sehr glücklich aus einem niedrigen Verbindungsbau des Haupthauses mit dem Nebenhaus entwickelt, hinter dessen Attika sehr wohl eine flache Terrasse liegen könnte. Warum verzichtet man heute so freiwillig auf solche Anlagen von so wundervollem Schwung und dabei in jeder Weise guter und praktischer Gestaltung?

Wohl alle Bauordnungen schliessen den kleinsten Übergriff auf den Bürgersteig vollständig aus. Säulengetragene Balkons wie auf Abbildung 167 und 168 sind aber nicht allein für viele Häuser ein sehr wertvoller Schmuck, sondern sie sind auch in der Benutzung praktisch und angenehm, denn dem Eintretenden bleibt vor der Haustür ein kleines Regendach. Dass natürlich solche Vorsprünge nicht in den lebhafteren Geschäftsstrassen der Grosstadt ihren Platz finden können, ist selbstverständlich. Dass sie aber in stilleren Strassen, die es doch Gott sei Dank auch noch gibt, oder auf Plätzen, in denen aller Verkehr sich in den grossen Verbindungswegen abspielt, und auf denen manche Seiten ganz menschenleer bleiben, schon irgend jemand im Wege gewesen wären, ist wohl nur in der Phantasie der Verkehrsfanatiker vorhanden. (Siehe auch Band II, Seite 98—112.) Auch die netten kleinen Fenstervorbauten der Bäckerläden, wie man sie in

Abbildung 167

Säulengetragener Balkon in Bückeburg

Abbildung 168

Säulengetragener Balkon in Braunschweig

Abbildung 169

Vorbau an einem Bäckerladen in Veitshöchheim a. M.

Abbildung 170

Vordach vor einem Bäckerladen

vielen Städten besonders Süddeutschlands oft fand, gehören hierher. Sie sind nicht allein praktisch, besonders beim Verkehr mit ländlicher oder Marktbevölkerung, sondern sie sind auch stets dem Auge des Vorübergehenden eine Freude. Die Bedenken, dort Esswaren offen auszulegen, sind hinfällig, solange wir noch offene Märkte für Nahrungsmittel für unbedenklich halten. Ausserdem ist es auch gar nicht nötig, die Waren dort aufzustapeln. Sie können gerade sogut oder besser hinter den Fensterscheiben liegen, und das Vorbrett wird vor allem als Laden- und Zahltisch benutzt werden können. Aber alle solche netten kleinen Einzelheiten werden heute verfolgt, als hinge das Heil des Staates von ihrer Vernichtung ab. Sogar ein unschuldiges Vordächlein wie auf Abbildung 170 wird wegdekretiert, vermutlich, weil ein zufällig hier spazierengehender Riese sich daran den Kopf einstossen könnte.

Auch Erkerbauten, die mit ihrem Sockel bis zur Erde durchgehen, trifft man in älteren Anlagen sehr häufig. Wo ein Trottoir übrig bleibt, das vollkommen breit genug ist, wie etwa Abbildung 171, oder wo sonst noch genügend breiter Raum ist, sodass sich die üblen Folgen eines zu engen Bürgersteiges nicht fühlbar machen, wie auf Abbildung 172, wäre es zu wünschen, wenn unsere Bauordnungen solche Formen von Fall zu Fall zuliessen. In engen und verkehrsreichen Strassen mussten auch ältere Zeiten schon nach einem Auskunftsmittel sinnen, solche Erkerbauten nicht bis unten durchzuführen, und so ent-

Abbildung 171

Erkervorbau
in Bückeburg

Abbildung 172

Erkervorbauten in Prag

Abbildung 173

Erkeranlage in
Amberg i. B.

standen die auskragenden Erker, die besonders in der Renaissance in den phantastischsten Formen abgewandelt wurden. Ich führe zwei hübsche Beispiele in Abbildung 173 und 174 an. Der erste ist aus der Renaissancezeit, aus der die meisten Erkerbauten stammen. Aber auch in späteren Zeiten wandte man den auskragenden Erker noch hier und da an, wie auf der zweiten Abbildung. Merkwürdigerweise scheint unser neues Bauwesen gerade dieses eine Baumotiv entdeckt zu haben und kann sich gar nicht genug daran tun, mit ihm alle unsere Häuser zu bekleben, wo noch ein Plätzchen bleibt, sodass man sich kaum noch vor ihnen retten kann. Leider ist unter all diesen neuen Erkern nicht ein einziger, der seinen eigentlichen Zweck erfüllt, nämlich einen besonders behaglichen Sitzplatz zu schaffen, der sich mit dem Zimmer zu einer Harmonie verbindet. Auch von aussen sieht man das schon. Man kann sich sofort denken, wie gemütlich in dem Hause auf Abbildung 173 das breite Bogenfenster in der Mitte den Erkersitz erhellen muss. Auch auf Abbildung 174 kann man es sich bei den breiteren Fenstern mit den schmalen Pfeilern und der geringen Höhe noch denken, wenn hier wohl auch nicht mehr als bloss ein Austritt entsteht. Was auf einem Haus wie Abbildung 175 der schmale Erkerhohlraum mit seinen dürftigen Fensterplätzen und seiner ganz unverhältnismässigen Höhe dem Innenraum für eine Bereicherung geben soll, ist nicht erfindlich. Sie sind eben ohne jede

Abbildung 174

Runder Eckerker
in Amberg i. B.

Abbildung 175

Schlechte moderne Erkeranlage

Abbildung 176

Die Langgasse in Danzig im ehemaligen Zustande

Liebe vom Maurermeister erdacht, um in den Annoncen sagen zu können: „Herrschaftliche Wohnung mit Erker im Salon". Was der Mieter mit diesem Jammerding anfangen kann, ist dem Erbauer ganz egal. Auch sonst ist das Haus ein hübsches Beispiel für das, was jetzt unter der Firma des modernen Stils herangezüchtet wird.

Eine eigenartige Form von Vorbauten bilden die sogenannten Beischläge, wie sie in einigen Ostseestädten noch zu treffen sind. Es ist ein eigentümliches Verhängnis, das in unsern Baupolizeiverordnungen waltet. Hier beseitigt man diese wundervollen Anlagen und an andern Orten erzwingt man mit denselben Polizeivorschriften genau so platzraubende Vorgärten. Sie brauchen beide ungefähr denselben Raum, nur mit dem einen Unterschied, dass mit den Vorgärten die unnützesten, unbrauchbarsten und langweiligsten Anlagen geschaffen werden, während die Beischläge zu dem Benutzbarsten, Praktischsten, Angenehmsten und Schönsten gehören, was man sich überhaupt denken kann. Man sieht schon hier auf dem Bilde 176, dass es sich um eine recht stattlich breite Strasse handelt, deren Fahrdamm trotz der Beischläge immer noch recht breit ist, genügend breit jedenfalls, um den nicht gerade grosstädtischen Verkehr aufzunehmen. Besonders in einigen der stillen Strassen, die gar nicht dem Durchgangsverkehr dienen, sondern fast wie Sackgassen seitlich nebengelagert sind. Trotzdem ist das Bild auf Abbildung 176 in Wirklichkeit schon längst zerstört,

Abbildung 177

Beischlag
in Danzig

und die Beischläge auf Abbildung 177 sind nur noch vereinzelte Reste, die offenbar auch dem Untergang geweiht sind, wenn nicht inzwischen doch noch bessere Erkenntnis in die Köpfe der Stadtväter kommt. Kann man sich in einer grossen Stadt Vernünftigeres und Angenehmeres denken, als solch eine Terrasse über der Strasse, die, mit sauberen Platten belegt, einen Vorhof zum Hause schafft und in diesen stillen Gassen auch sehr wohl als erhöhter Sitzplatz benutzt werden kann?

Eine weitere Form der auf die Strasse vorspringenden Bauglieder ist die vorgelagerte Freitreppe. Naturgemäss braucht sie eine gewisse Freiheit des Raumes, aber in den Strassen aller unserer ungezählten kleinen Städte und Städtchen, die oft genug noch über so breite Plätze und Strassen verfügen, sind sie tatsächlich keinem Menschen im Wege, und es wäre recht zu wünschen, wenn überall da, wo Raum genug da ist, ihre Einführung gestattet würde. Der Chor würde aber auch jetzt sofort in den bewährten Schlachtruf „Glatteis, Glatteis" einfallen. Über diese Theorie habe ich vorn erst gesprochen, sodass ich dorthin verweisen möchte. Auch habe ich noch nirgends beobachtet, dass alle die vielen Treppen mit Marterln versehen wären, die an die zahllosen unglücklichen Opfer gemahnt hätten, die durch diese entsetzlichen Glatteistreppen ihren frühen Tod gefunden haben. Abbildung 178, 179, 180 und 181 zeigen verschiedene Treppenanlagen an Orten, wo sie der Lage

Abbildung 178

Vortreppe in der Herrenhuter Colonie Neudietendorf

Abbildung 179

Vortreppe
in Triptis

Abbildung 180

Strasse mit Vortreppen in Lichtenfels

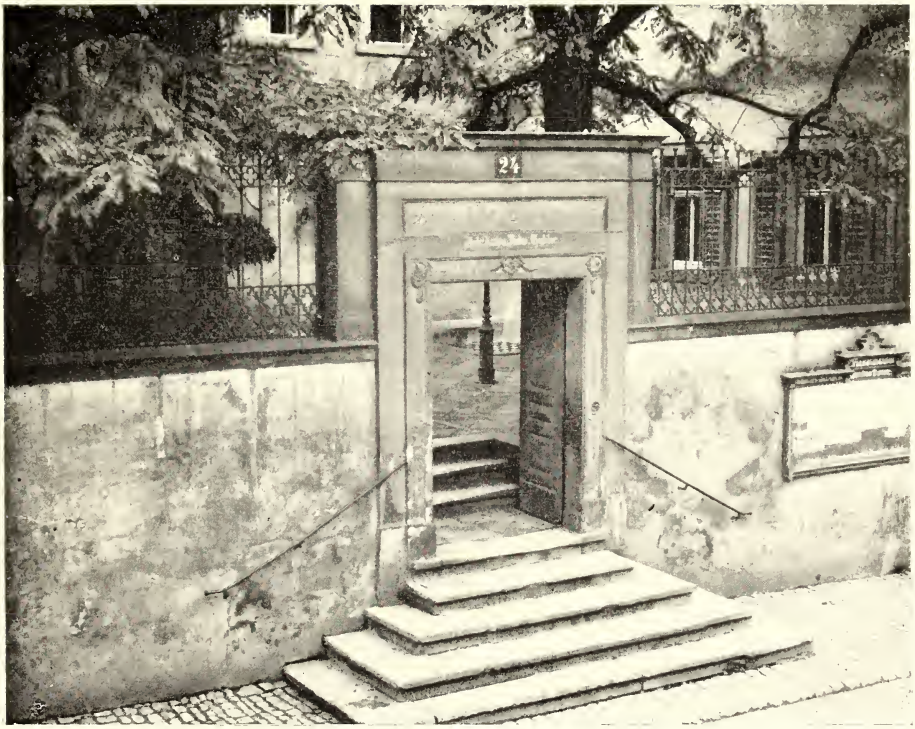


Abbildung 181

Vortreppe in Würzburg

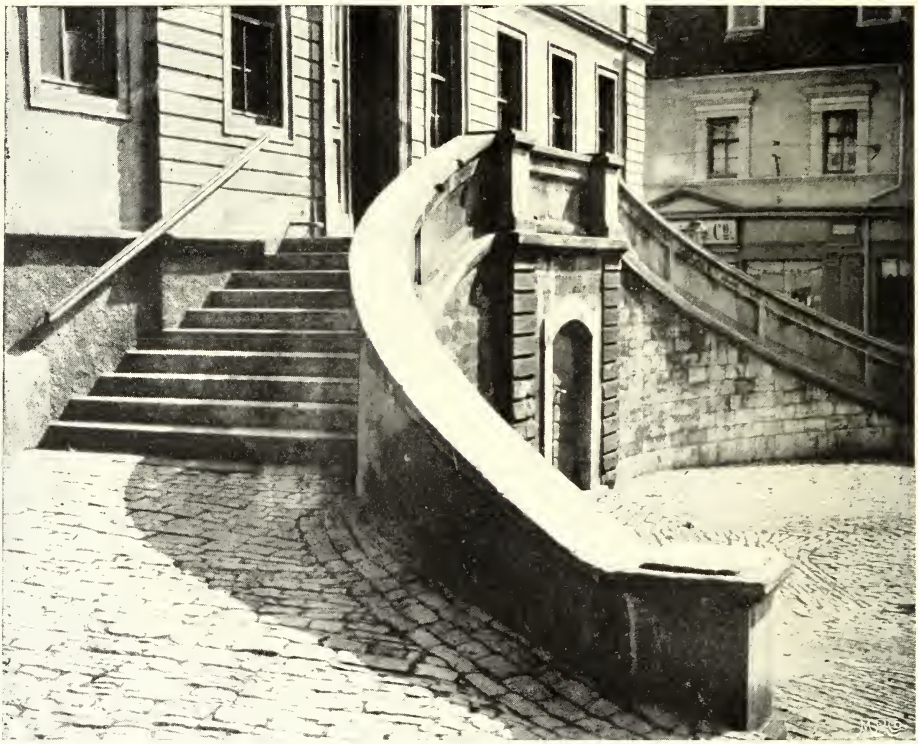


Abbildung 182

Freitreppe auf dem Herderplatz, Weimar

Abbildung 183

Terrassenanlagen in Cassel

Abbildung 184

Vertiefte Terrassenanlage in Remscheid

und dem Verkehr nach niemandem im Wege sind. Besonders Abbildung 180 schildert das sehr anschaulich, da man auf ihr die ausserordentliche Breite der Strasse in einer übrigens ganz kleinen Stadt sieht. Dass mit solchen Freitreppen auch monumentale Formen geschaffen werden können, zeigt Abbildung 182, die natürlich einen freien Platz zu ihrer Entfaltung brauchen.

Auch Terrassen aller Art können zur Belebung des Strassenbildes beitragen und in ihrer Benutzung Annehmlichkeiten bieten. So etwa die auf Abbildung 183 vorgeschobenen kleinen Terrassen, deren unterer Teil zu Gewölben und Magazinen dienen, während oben Terrassengärtchen angelegt sind. Es ist selbstverständlich, dass solche Formen nur da ihren Platz haben können, wo die Bodenspekulation die Bodenpreise nicht zu unsinniger Höhe getrieben hat und so die Besitzer zur Ausnutzung eines jeden Quadratmeters Raum zwingt. Aber es gibt ja noch genug Stadtteile, wo andere Verhältnisse herrschen und wo sogar nur teilweise Bebauung erlaubt ist, und auch damit Fälle genug, wo solche Motive an ihrem Platz wären. Abbildung 184 zeigt eine Terrassenanlage in gleichsam umgekehrter Form wie die Beischläge, nämlich vertieft unter dem Strassenniveau liegend.

Die äussere Zone

KAPITEL VIII

Die Vorstadt

Mit dem Wort Vorstadt verbindet sich ein ganz bestimmter Begriff. Für den, der ein feines Gefühl für Ortsstimmung hat, wird sich, wenn er seinen Blick in einer gewissen Richtung einstellt, sofort ein Bild einfinden, von kleinen hellen Häuschen, fleissigen glücklichen Menschen, Gärten, flatternder Wäsche, blauem Himmel, Zäunen und Kindern, die auf der Gasse tollen. Diese Vorstädte waren früher in allen Städten, gross und klein, zu finden. Mochten sich in ihnen, wie es schliesslich in allen menschlichen Ansiedlungen ist, auch manche Nachtseiten des Lebens entwickeln: sie boten doch zum mindesten die reichste Möglichkeit, den Ärmeren ein zufriedeneres Los zu gewähren.

Diese Möglichkeit ist jetzt überall im Schwinden begriffen. In den grossen Städten sind die Vorstädte schon längst mit Stumpf und Stil gefressen, und an ihrer Stelle

stehen die hohen Häusermauern in endloser Strassenreihe da. Auch in kleineren Städten sind die Vorstädte schon zum grossen Teil vernichtet, und nur vereinzelte Reste gemahnen noch an sie. Die Stadtverwaltungen betrachten sie mit tiefer Scham und sind eifrig bemüht, diese Stätten ganz zu tilgen, und an ihrer Stelle das ersehnte Glück der Grosstadt zu errichten.

Abbildung 185 und 186 sind so recht Symbole dieser Typen, wenn man sie so betrachtet, wie sie gesehen sein wollen, und sich nicht etwa die Mühe geben will, den selbstverständlichen Nachweis zu führen, nämlich: dass nicht alle Vorstädte wirklich so aussehen. Wer sich nicht darauf versteift, alles wörtlich zu nehmen, der wird genau wissen, was mit den Bildern gemeint ist, und wird wissen, warum ich sie hier hinsetze. Weil diese Bilder nämlich tausendmal eindringlicher und deutlicher reden als viele Worte.

Es ist eine Eigenheit unserer Zeit, dass gerade die Bestrebungen, die auf die Wohlfahrt der Menschen gerichtet sind, so oft genau das Gegenteil von dem erzielen, was sie anstreben. Aus der Beobachtung, dass die ganzen Bauanlagen älterer Zeiten den Bewohnern weniger Luft und Licht gaben, als die Erkenntnis moderner Hygiene für notwendig oder doch wünschenswert

BEISPIEL

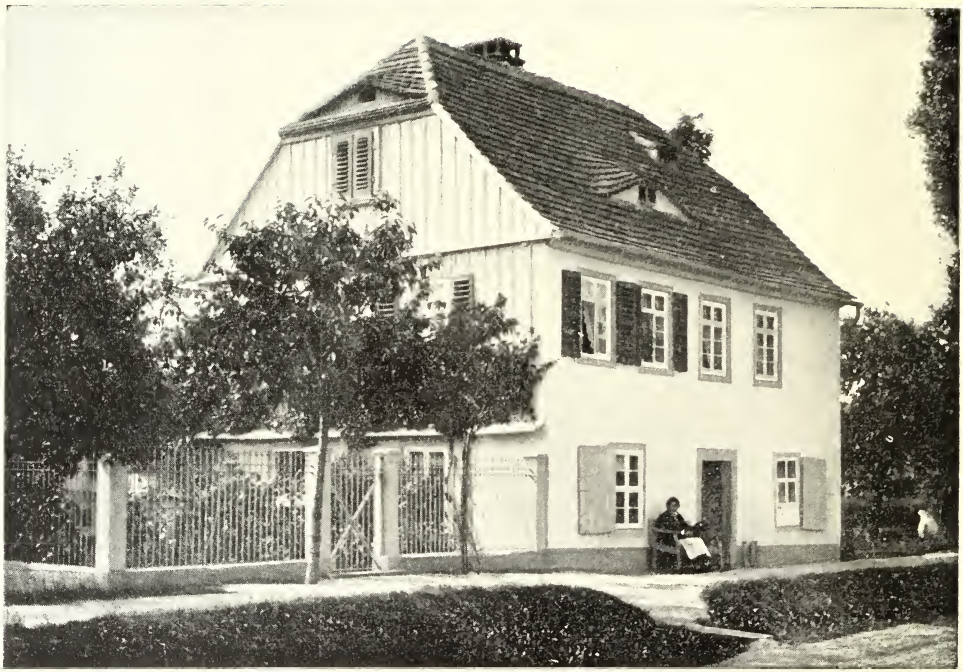


Abbildung 185

Ehemaliges Vorstadthaus in Naumburg a. S.

GEGENBEISPIEL

Abbildung 186

BEISPIEL

Abbildung 187

Vorstadthaus
in Merseburg

GEGENBEISPIEL

Abbildung 188

Moderne Vorstadthäuser

BEISPIEL

Abbildung 189

Vorstadthäuser
in Merseburg

Abbildung 190

BEISPIEL

Abbildung 191

Vorstadthäuser in Weimar

GEGENBEISPIEL

Abbildung 192

Abbildung 193

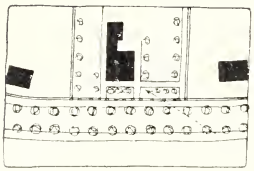
Scheunenviertel in Merseburg

hält, entstehen unzählige Bauverordnungen, die aus der besten, lautersten Absicht hervorgingen. Niemand wird leugnen können, dass sich durch sie die Behörden die Berücksichtigung mancher hygienischen Erkenntnis erzwungen haben. Aber mit was für unsinnigen und zwecklosen Opfern ist das erreicht! Und wie häufig schoss man vollkommen daneben. Es kann hier nicht der Ort sein, im einzelnen alle Bauvorschriften unseres Landes einer Kritik zu unterziehen; nur an einzelnen Beispielen möchte ich erörtern, wohin papierne Vorschriften führen, besonders wenn das lebendige Gestaltungsgefühl daneben fehlt. —

Um in gewissen neuen Stadtteilen die genügende Licht- und Luftzufuhr zu erzwingen, haben eine sehr grosse Anzahl Städte für gewisse Strassen oder Stadtteile eine aufgelöste Bauweise mit dem sogenannten Bauwich vorgeschrieben. Das heisst, man erliess die gesetzliche Bestimmung, dass die Häuser mit ihren Mauern nicht aneinander stossen durften, um so lange ununterbrochene Strassenfluchten zu bilden, sondern man schrieb vor, dass jedes Haus in diesen Strassen einen Abstand von so und so viel Metern vom Nachbarhaus haben müsste. Wohl gemerkt: es handelt sich hier nicht um weit gebaute Gartenstrassen mit geräumigen Gartengrundstücken, in denen so wie so jedes Haus freistehend gebaut wird und weit vom Nachbarhaus entfernt steht, wie etwa aus Abbildung 194 ersichtlich ist. Sondern es handelt sich um

BEISPIEL

Abbildung 194



Freistehendes Gartenwohnhaus in Göttingen

GEGENBEISPIEL

Abbildung 195

Häuseranordnung m. geringem Bauwich

BEISPIEL

Abbildung 196

Vorstadthäuser in Erfurt

Abbildung 197

Schlechte Hausanordnung mit Abständen, die nur Lücken in die Strassenreihe reissen, ohne das Haus genüg. freizustellen

Abstände von drei, vier, fünf oder auch sechs Metern, die zwischen den einzelnen Häusern nur hohe schmale Lücken reissen. Der Anblick solcher Strassen ist meist entsetzlich, denn dort, wo so wie so keine eigentlichen Landhäuser entstehen, sondern die Baupolizei mit Gewalt eine offenere Bauweise erzwingen muss, entstehen selbstverständlich Häuser, die mehr den Charakter von Mietswohnungen tragen, d. h. die einige Stock hoch sind und dementsprechend auch in ihrem Äussern einen Mietshauscharakter zeigen müssen. Ein paar Bilder wie 195, 199 und 209 werden von der Unerfreulichkeit des Anblicks rasch überzeugen. Sie sind, ohne jede Liebe hingebaut, von vorn besehen nicht schöner als ihre Rückseiten, die bei dieser Bauanordnung überall sichtbar sind. Es wird wohl niemand geben, der die Behauptung aufstellen möchte, dass eine solche Hausanordnung schön sei. Man wird gern einräumen, dass eine geschlossene Häuserflucht für solche Art von Häusern schöner sei, als die klaffenden Lücken von ein paar Metern.

Aber, wird man sagen, wir müssen unserer Gesundheit dieses Opfer an Schönheit bringen. Denn Gesundheit ist wichtiger als Schönheit. Solche allgemeinen Sätze wollen meist nicht viel besagen, denn man müsste erst genau feststellen, was Gesundheit eines Volkes bedeutet und ob Gesundheit eines Volkes ohne Schönheit überhaupt möglich ist, kurz, man müsste etwas tiefer ergründen, als Schlagworte es zu tun pflegen. Aber nehmen

wir einmal an, die Schönheit müsste zurücktreten, wenn der Gesundheit ein Vorteil gewonnen wäre, eine Kombination, die nach meiner Überzeugung nie anzutreffen ist. Der Gesundheit also sei ein guter Dienst geschehen, wenn man die geschlossene Bauflucht mit unzähligen kleinen Lücken versieht.

Untersuche man einmal genau, was die Folge dieser neuen Hausanordnung ist. Nehmen wir den bei dieser Bebauungsweise sehr häufigen Fall an, dass die Häuser in kleineren Garten- oder auch nur Hofgrundstücken liegen, die zu den Mietswohnungen gehören und die für die „offner" gebauten neuen Strassenanlagen doch besonders charakteristisch sein sollen. Ja, man müsste annehmen, dass eigentlich um dieser Gärten willen die ganze Liebesmüh des Bauwichs erfunden sei, denn für die Wohnungen sind die Vorteile des Bauwichs sehr problematische. Dem mit den kargsten Mitteln ganz frei gestellten Hause ist allerdings die Möglichkeit geboten, nach allen vier Seiten Fenster zu legen. Was die Fenster auf den beiden Seiten, die dem Nachbarhause zugewendet sind, für einen Vorteil bringen sollen, ist nicht erfindlich. Denn ein Fenster, dem auf einige Meter Nähe eine hohe Mauer gegenübersteht, ist nicht sehr erfreulich. Der Beweis dafür aber, dass ein Haus, das zwischen zwei Brandmauern eingebaut ist, weniger helle oder weniger luftige Zimmer haben müsste, ist nicht zu erbringen. Es müsste ein kläglicher Baumeister sein der die Aufgabe, in ein

BEISPIEL

Abbildung 198

Geschlossene Strassenflucht Vorstadtstrasse in Rudolstadt

GEGENBEISPIEL

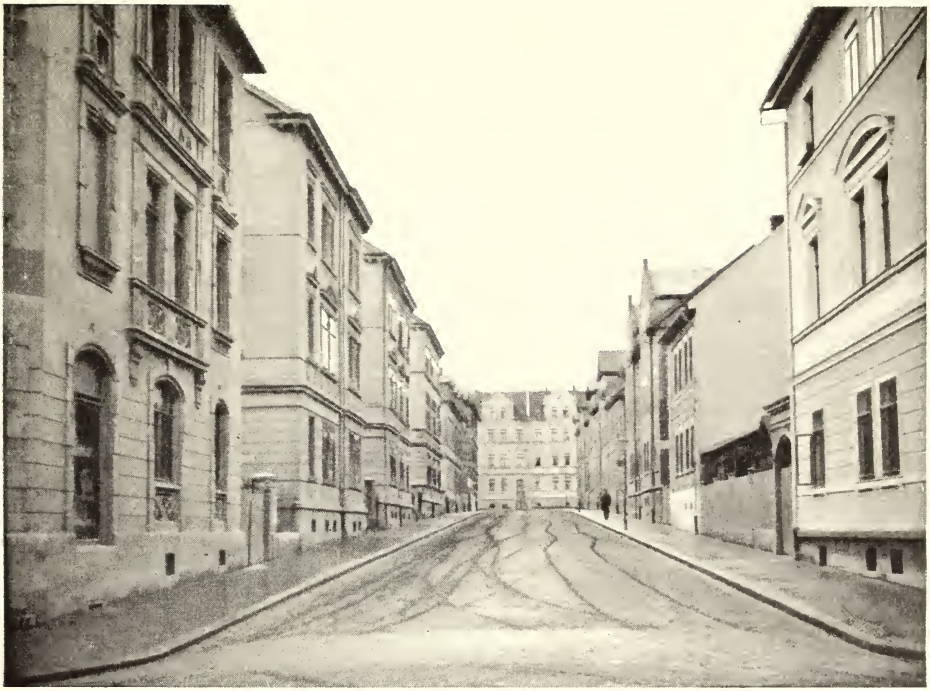
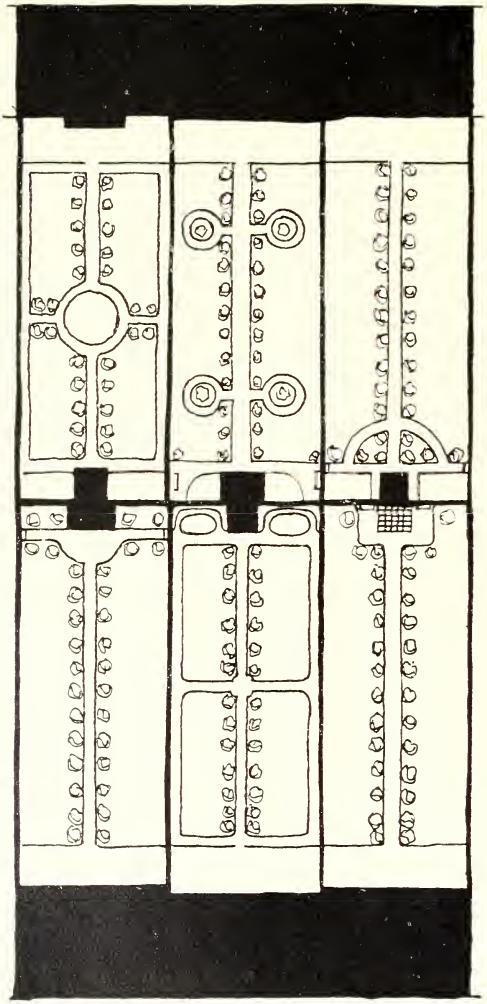


Abbildung 199

Häuser mit Bauwich

BEISPIEL

Strasse.



Strasse.

Abbildung 200

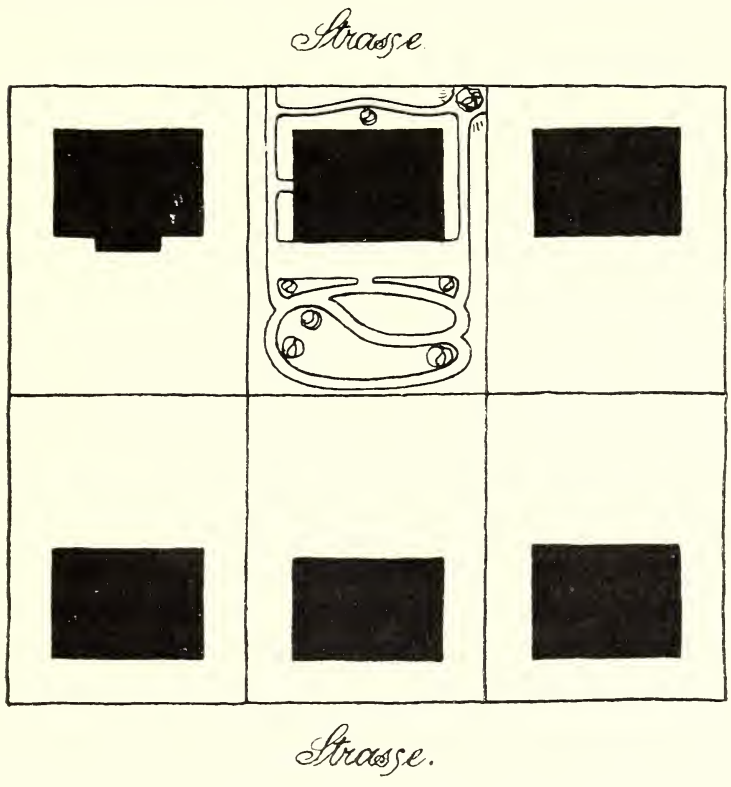


Abbildung 201

Haus, das rechts und links von Brandmauern eingeschlossen ist, alle Zimmer vortrefflich zu lüften und zu beleuchten, nicht spielend löste. Die Aufgabe ist ja auch schon so tausendfach gelöst worden, dass diese Möglichkeit nie bestritten worden ist. Wir sehen also, die Gelegenheit, in einem derart freigestellten Hause Fenster auf zwei Seiten mehr anzulegen, ist belanglos, ja sie ist schädlich. Denn die Grundrisslösung vereinfacht sich die Sache und nimmt Fenster nach den ungünstigen Seiten zu. Im Falle hier Brandmauern ständen, wäre sie gezwungen, die Fenster der Strasse zu und dem Garten zu anzulegen, die durch Flügelbauten usw. noch vermehrt werden könnten. Dagegen tritt ein Nachteil hinzu, der gerade bei den Häusern weniger Wohlhabender, wie sie hier doch meist in Frage kommen, wesentlich ins Gewicht fällt: vier Aussenmauern bieten eine umfangreichere Abkühlungsfläche als zwei Aussenmauern und zwei Brandmauern, die sich mit dem Nachbarhaus verbinden, und diese Abkühlungsfläche erfordert im Winter eine reichlichere Heizung; ausserdem ist der Ausbau von vier Fronten teurer als der von zweien.

Des weiteren wären die Vorteile oder Nachteile für den Garten zu untersuchen. Man werfe zu diesem Zweck zunächst einen Blick auf Grundriss 200 und 201. Auf dem zweiten sind die Grundstücke in der Weise angeordnet, wie die Bauordnungen sie zumeist erzwingen, d. h. zwischen der Strasse und dem Hause ist ein unbebauter

Streifen gelassen, auf dem ein sogenannter Vorgarten angebracht ist. Auch zwischen den einzelnen Häusern sind solche Streifen unbebaut geblieben. Nun wird jeder unbefangene Betrachter sofort auf die Idee kommen, dass die Grundstücke auf Abbildung 200 doch wohl weit grösser sein müssten, als die auf 201. Dem ist jedoch nicht so, sondern beide Grundstücke haben vollkommen gleiche Grösse, wovon sich ein jeder durch Berechnung beider Flächeninhalte leicht überzeugen kann. Allerdings ist auf 200 weit mehr tatsächlich benutzbarer Platz vorhanden als auf 201; das rührt jedoch nur von der besseren Ausnutzung des Raumes her. Dadurch, dass die Häuser mit ihren Brandmauern zusammenrücken, wird das Grundstück wesentlich schmäler und dafür länger. Diese gestreckte Form ist, wie die Erfahrung langer Zeiten bestätigt hat, für die Anlage eines Gartens die günstigere. Denn es entsteht eine lange Perspektive, die nicht allein für das Auge, sondern auch als Wandelbahn angenehm ist. Überhaupt ist erst auf so einer Grundfläche die Anlage eines Gartens möglich, während die Flächen des Vor- und Zwischengartens bei 201 verloren gehen. Sie gehen verloren; oder hat schon jemand einmal einen Menschen in seinem Vorgarten sitzen sehen? Oder würde es ein Vergnügen sein, zwischen den beiden eng aneinander gerückten Häusern auf und ab zu laufen? Es ist zu einleuchtend, dass der Garten auf 200 eine weit angenehmere Gestaltung bietet, als dass das noch

BEISPIEL

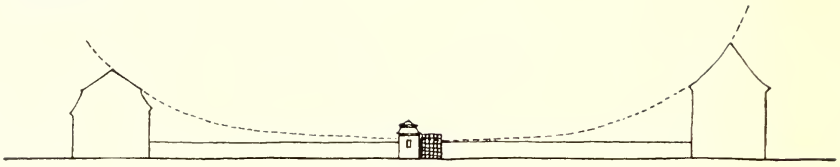


Abbildung 202

GEGENBEISPIEL

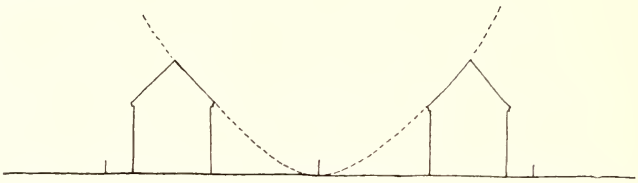


Abbildung 203

weiter bewiesen werden müsste. Aber, spricht der „Praktiker" unserer Zeiten, es ist eben ein Opfer, das der Schönheit auf Kosten der Gesundheit gebracht wird.

Untersuchen wir weiter, was für die Gesundheit mit dem Vorgarten und dem Zwischenraum zwischen den Häusern gewonnen worden ist.

Ich füge an, dass die Strassen, in denen ein Vorgarten angelegt wird, um eine ev. spätere Verbreiterung der Strasse zu ermöglichen, in ein Sondergebiet fallen. Auch hier handelt es sich aber um eine sehr oft recht unnötige Vorsicht.

Abbildung 204

Hausgarten in
Freinsheim i. Pf.

Abbildung 205

Englischer
Hausgarten

Abbildung 206

Englischer
Hausgarten

Der Vorgarten macht, dass die Hausfronten einen grösseren Abstand von den gegenüberliegenden erhalten und die Strasse sich mit etwas Grün umgibt. Nun pflegen die Strassen ja zumeist heute schon recht breit angenommen zu werden, auch ohne Vorgärten; breit genug jedenfalls, um das Gefühl der Enge in der Strassenfront nicht aufkommen zu lassen, besonders wenn der Höhe der Bebauung Schranken gezogen sind. Eine gewisse Breite genügt für die Bedürfnisse. Ein breiter Vorgarten geht auf Kosten der aufzuwendenden Privatmittel und sollte sich bei denen, die mit ganz knappen Mitteln rechnen müssen, von selbst verbieten. Ist die Strasse breit genug, um das Anlegen von Baumalleen zu rechtfertigen, so dürfte eine solche schattenspendende Anlage jedenfalls mehr Nutzen und Schönheit hervorbringen als die üblichen Vorgärten. Der Streifen Grün aber, den die Vorgärten zumeist mit sich bringen, ist häufig so kümmerlicher Natur, dass er kaum geeignet ist, wirkliche Freude zu bereiten. Ich will gar nicht behaupten, dass ein unbebauter Streifen zwischen Haus und Strasse nicht auch eine schöne Gestaltung annehmen könnte; nur ist für einen Garten dann mit den zwei oder drei Metern nichts getan, und am wenigsten in der Weise, wie die Baupolizei durch Vorschriften von niedrigen Sockelmauern, Eisengittern, Wegfallen von Vorbauten, von Gartenhäusern, von Lauben meist noch erzwingt. Doch das ist ein eigenes Kapitel, auf das ich

später zurückkommen werde (Seite 358 u. folg.). Der Zwischenraum zwischen den Häusern ist für den Garten verlorener Raum, was niemand bezweifeln wird. Zumeist geht ja auch der Eingang zum Hause an einer Seite durch, der unnötig wäre, wenn man von der Strasse aus von vorn das Haus beträte. Er ist Raumverschwendung ohne Gewinn nach irgendwelcher andern Richtung. Dass der ganze Garten durch all dieses bis zur Unbenutzbarkeit zerrissen wurde, sahen wir schon. Dass Luft, Licht und Sonne durch die Anwendung des Bauwichs in die unbebauten Flächen hineingeführt werden sollen, dürfte auf einer unrichtigen Beobachtung beruhen. Schon ein Blick auf Abbildung 202 und 203 (die Längsschnitte durch die Grundstücke 200 und 201) widerlegt das. Dazu kommen nun noch die andern „Vorteile", die die Bauvorschriften uns aufzwingen.

Ein jeder Mensch, der auch nur etwas Gefühl für Gartenleben hat, weiss, dass hier Stille und Abgeschlossenheit unerlässliche Bedingungen sind. Die Lücken zwischen den Häusern werden aber zu Kanälen, die alles das den Gärten zuführen, was wir in ihnen nicht haben wollen: Wind, Staub, Strassenlärm und fremde Blicke. Man denke sich zunächst einmal die Gärten aus, wie sie auf Anordnung Abbildung 200 entstehen können. Da zieht sich wie eine breite Mauer die geschlossene Bauflucht der Häuser entlang; auf der andern Seite stossen ähnliche Gärten an, die ebenfalls wie von einer Mauer von Häusern

in geschlossener Bauflucht abgegrenzt werden. Auf diese Weise sind die Gärten gleichsam von einem hohen Schutzwall umgeben, hinter dem der Lärm der Strasse tosen kann und höchstens gedämpft herüberdringt. Auch vor den Winden sind sie so geschützt. Was das für Gärten ausmacht, davon weiss zwar die moderne Gartenbaukunst sehr wenig. Wer sich von der Fruchtbarkeit solcher geschützten Gärten überzeugen will, der suche einmal alte fürstliche Küchengärten auf. Dort schuf man durch hohe Mauern geschützte Höfe, in denen die Tafelfrüchte gezogen werden. Auch bei kleinen Anlagen wird man sich von der erstaunlichen Fruchtbarkeit solcher geschützten Gärten leicht überzeugen können. Sogar dem Staube bietet die geschlossene Bauflucht eine Art Widerstand, sodass die Gärten ihm nicht in so hohem Grade ausgesetzt sind. Endlich sind sie den Blicken von der Strasse her vollkommen verschlossen.

Alle diese Vorteile gehen der aufgelösten Bauweise verloren, ohne dass auch nur der geringste Vorteil an die Stelle tritt. Es ist Trugschluss, auf den nun schon seit Jahrzehnten unsere Stadtverwaltungen hereingefallen sind. Denn wenn wir gleich grosse Häuser und gleich grosse Grundstücke annehmen, so lässt sich auch die Behauptung nicht mehr durchführen, dass die Bewohnerzahl bei der aufgelösten Bauweise eine schwächere würde als bei der geschlossenen.

Es ist interessant, dass einzelne Hygieniker, wie z. B.

Nussbaum, ganz auf umgekehrtem Wege, nämlich allein dem der Gesundheitspflege, zu demselben Resultate kommen. Nussbaum gesteht dem Bauwich allein noch gewisse ästhetische Vorteile zu — gerade die möchte ich aber dieser Bauweise restlos absprechen.

Das Haus- und Stadtbild, das durch diese uniforme Gestaltung entsteht, ist ein so unsagbar kümmerliches, dass es bewusst oder unbewusst einem jeden Bewohner sich fühlbar machen muss. Hält man sich gar dagegen, was in Stadtteilen, die für Wohnzwecke und nicht für Geschäftshäuser gebaut sind, geschehen ist und was bei besserer Einsicht hätte gemacht werden können, so ist das Resultat betrübend. Nicht wesentlich anders liegen die Verhältnisse dort, wo es sich nicht um Gartengrundstücke handelt, sondern wo die grösste Fläche des Terrains bebaut werden darf, wie auf Abbildung 207. Und doch hätte man sich für etwas Besseres so leicht Rat holen können; man hätte nichts anderes gebraucht, als einmal die zahlreichen Gartenstrassen-Anlagen des 18. und des frühen 19. Jahrhunderts recht zu betrachten und sich über deren Mittel klar zu werden.

Ich möchte kurz einige dieser Mittel nennen und im Bilde vorführen. In Stadtteilen ohne Geschäftsleben sind die gleichförmigen breiten Strassen ungefähr das Ungeschickteste, was man sich ausdenken kann. Denn die Strassen dienen hier doch lediglich als Zugangswege zu den Wohnungen. Mangels Geschäftslebens und Bevöl-

kerungsdichte ist dort keine starke Frequenz. Durch diese relative Einsamkeit wird ein Gang durch diese Strassen zur Erholung und es entstehen dadurch Spazierwege. Wir finden in allen alten Gartenstrassenanlagen einen sehr starken Wechsel in der Breite der Strassen. Meist hat der Stadtteil eine oder zwei ganz breite Alleen, die häufig durch Anbau an den Landstrassen entstanden sind und mehrfache Reihen Alleebäume besitzen, die Reit-, Fuss- und Fahrwege trennen. Dann finden wir die übrigen Strassen teils als Alleen mit einzelstehenden Landhäusern bebaut, teils in geschlossener Bauweise; endlich finden wir aber auch noch eine grosse Anzahl von schmalen und schmalsten Wegen, die häufig nur als bescheidene Heckengänge den Stadtteil durchqueren. Die Vorteile solcher Fusswege, die sich zwischen das Strassennetz einlagern, sind so handgreiflich, dass man zunächst gar nicht verstehen will, warum unsere modernen Bebauungspläne so grundsätzlich auf sie verzichten. Für den Wagen- und Lastfuhrverkehr genügen die Hauptstrassenanlagen. Dagegen ist es für den Fussgänger gleich wichtig wie angenehm, in kürzerer Linie von einem Quartier ins andere gelangen zu können. Die Annehmlichkeiten, in der Stadt Wege begehen zu können, auf denen uns nicht beständig Wagen entgegenkommen oder uns überholen, sondern auf denen man still und ungestört als Spaziergänger gehen kann, scheint den meisten Menschen von heute überhaupt nicht mehr zum Bewusstsein zu kom-

Abbildung 207

BEISPIEL

Abbildung 208

Seitenstrasse in der Herrenhuter-Colonie Neudietendorf

Abbildung 209

men. Und welche Schönheit das Auge auf solchen Wegen sammeln kann, davon müssen einige meiner Abbildungen erzählen. Dass irgendwelche Nachteile damit verbunden sein sollen, ist nicht erweisbar, denn die alte Redensart, dass sich auf solchen Wegen leicht lichtscheues Gesindel sammeln könnte, stammt doch gar zu sehr vom grünen Tisch. Nach solcher Logik müsste man erst die ganze vorhandene Welt vernichten und schön in gerade Zementkanäle verwandeln, damit sich kein lichtscheues Gesindel verstecken kann. Es würde so gut wie nichts Schönes, Heimliches, Trauliches, Verschwiegenes mehr übrig bleiben, wenn sich unsere Welt allein nach den Gedanken und der Weltanschauung des Schutzmannes regeln würde.

Abbildung 208 zeigt eine etwas breitere Gartenstrasse, breit genug, um neben dem Fusswege noch einen Wagen aufzunehmen, aber so angelegt, dass sie sich in keiner Weise zur Durchfahrtspassage eignet und es deshalb keiner Polizeivorschrift bedarf, um den Wagenverkehr von ihr fernzuhalten. Selbstverständlich fährt in sie nur d e r Wagen hinein, der einen ganz bestimmten Grund hat, vor ein Haus vorzufahren. Auf diese Weise sind die Häuser nicht vom Achsenverkehr isoliert, und trotzdem wohnen die Menschen darin in einer vollkommen stillen Strasse wie in einem grossen Garten.

Schmale und schmalste Verbindungswege zeigen Abbildung 210 und 211. Das ist so ein stiller Gang, den zwei Menschen aufsuchen, die sich lieb haben und die

Abbildung 210

Fussweg in
Bückeburg

BEISPIEL

Abbildung 211

Fussweg in der Herrenhuter-Colonie Neudietendorf

GEGENBEISPIEL

Abbildung 212

Abbildung 213

Gang am Wasser in Jena.

dicht aneinander gedrängt, Hand in Hand leise hindurchgehen. Die gesamte Kunst der vergangenen Zeit, sei sie Malerei oder Dichtung, hat uns unzählige schöne Bilder solcher Art bewahrt. Aber der Schutzmann ist darüber anderer Ansicht und sucht solche stillen Gänge als Stätten der Unsittlichkeit aus der Welt zu schaffen, womit er ein weises Werk getan zu haben glaubt.

Und welche Fülle von Abwechslung kann dort entstehen, wo man die vorhandenen natürlichen Bedingungen geschickt benutzt. Nur als ein Beispiel zeige ich einen schmalen Fussweg, der an einem Wasserlauf entlang führt, wie etwa Abbildung 213 ihn zeigt. Das moderne Schema möchte hier am liebsten wohl gleich eine Kaistrasse vorschreiben, um nur ja alles recht uniform zu machen. Ich vermag nicht einzusehen, was selbst eine grosse oder reiche Stadt dagegen einzuwenden hat, auch schmale bescheidene Wege anzulegen oder zu besitzen, selbst wenn sie nicht mit Asphalt gedeckt sind und kein vorschriftsmässiges eisernes Gitter haben, sondern als schmale Kieswege mit schlichter Holzeinfassung am Rand des Wassers hinführen.

KAPITEL IX

Villenstrassen

Ausser den Strassen, in denen die Baupolizei mit allerdings zu schematisierten Mitteln etwas weitere Bebauung erzwingt, gibt es eine andere Art von Strassen, die nur für Wohlhabende bestimmt sind, die freiwillig ihre Grundstücke so bebauen, dass sie mit genügendem Abstand vom Nachbar freiliegen und von wirklichen Gärten umgeben sind. Man nannte sie früher Gartenstrassen; heute nennt man sie Villenstrassen, wodurch sich die Bewohner eine Rangstufe gehoben fühlen. Hier sind die Grundstücke meist breiter und grösser parzelliert, weil die Bodenpreise doch nur Wohlhabenden den Anbau gestatten, und die bestgelegenen Strassen sind meist mit Einfamilienhäusern bebaut. Das müssten nun doch eigentlich recht anmutige Orte werden, und es müsste nicht allein eine Freude sein, in ihnen zu wohnen, sondern auch beim Vorübergehen müsste man ein Stück von dem Behagen und heiteren Gartenleben mit sich fortnehmen. Dem ist jedoch durchaus nicht so. Unsere Villenstrassen sind genau so lang-

Abbildung 214

Villen mit engen Bauwich

weilig, nüchtern und trivial, wie alle andern Strassen auch. Man braucht nur einen Blick auf Abbildung 214, 215 und 217 zu werfen, um das vollauf bestätigt zu finden. Das liegt nicht an den Häusern allein, die natürlich in den weitaus meisten Fällen den üblichen jämmerlichen modernen Bautypus tragen. Man sieht heute hier und da auch mal bessere Villen entstehen und wundert sich immer, dass diese an sich guten Bauten so wenig dazu beitragen können, den Gesamtcharakter der Strasse zu heben. Es muss also wohl an den grossen Anlageformen der Strasse selbst liegen. Unsere Gartenstrassen waren nicht immer so. Wenn wir ältere Gartenstrassen oder Reste von ihnen aufsuchen, so wird uns ganz seltsam dabei zumute. Ein solches Menschenglück spricht aus allen Formen, alles redet von einer solchen Freude am Leben, dass man unwillkürlich davon angesteckt wird und mit einem Mal das Leben schön findet, während über den üblichen modernen Villenstrassen meist eine derartige satte Verdrossenheit liegt, dass man sich beständig dagegen wehren muss. Da das nicht nur mein Empfinden ist, sondern da ich weiss, dass es von sehr vielen empfindenden Menschen geteilt wird, habe ich das Recht, anzunehmen, dass es sich nicht bloss um eine persönliche Schrulle von mir handelt, sondern dass eben in jeder verschiedenen Anlage verschiedene Gefühle hineingebaut werden, die dann für alle Zukunft deutlich aus den Formen sprechen, so gut wie ein gotischer Dom immer von andächtiger inbrün-

Abbildung 215

Villen mit engen Bauwich

BEISPIEL

Abbildung 216

Gartenstrasse
in Dornburg

Abbildung 217

Moderne Villenstrasse

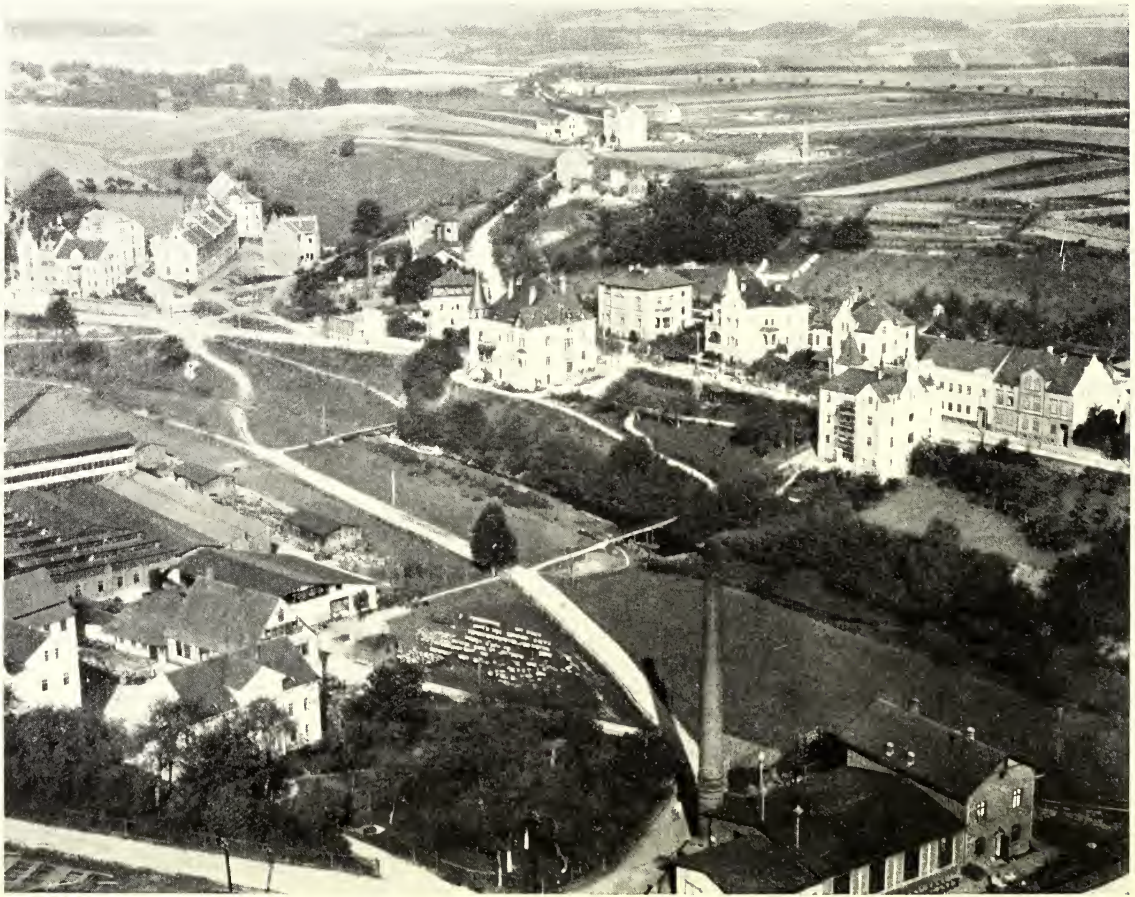


Abbildung 218

Strassen mit zusammenhangloser Bebauung

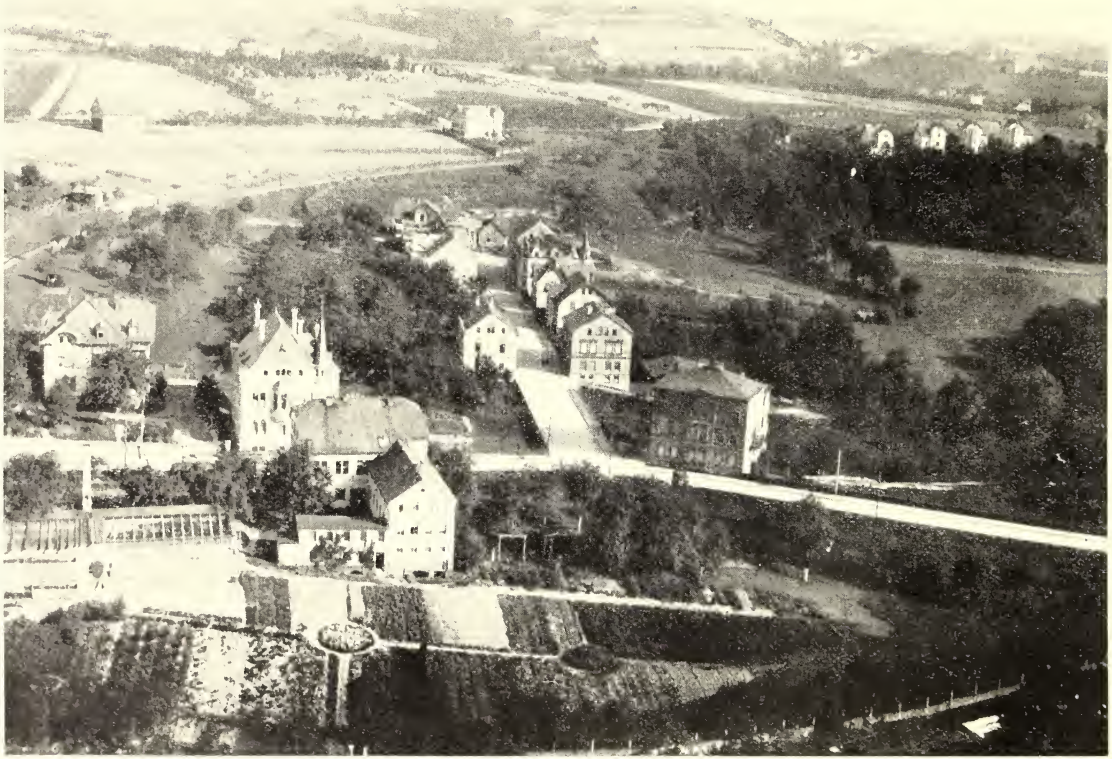


Abbildung 219

Abbildung 220

Vollkommen zusammenhanglose Bebauung

Abbildung 221

Zusammenhanglose Bebauung neben einem älteren gut angelegten Hause

stiger Frömmigkeit und die Piazzetta in Venedig immer von weltlicher strahlender Lebenslust reden werden. Solange wir noch die Hoffnung haben, dass es ein Geschlecht gibt, das sich edler menschlicher Gefühle erfreut, so lange brauchen wir nicht zu fürchten, dass wir mit Formen, die sie ausdrücken, einen uns fremd gewordenen Mummenschanz treiben.

Untersuchen wir nun zunächst, in welcher Weise moderne Villenstrassen angelegt sind, und tun wir dann das gleiche bei älteren Gartenstrassen. Bei den ersteren liegt meist in der Mitte ein Fahrdamm und rechts und links Bürgersteige, die gut und sauber angelegt sind. Steht an der Strasse eine Baumallee, so ist auch nichts gegen sie einzuwenden, wenn man Bäume wählt, die sich zur Allee eignen, und nicht etwa Tännchen pflanzt, wie es auch schon vorgekommen ist. Solange man geeignetes Baummaterial wählt, sorgt die Natur allein dafür, dass etwas Schönes aufwächst. Soweit die Strasse. Rechts und links vom Wege liegen die Vorgärten. Sie sind sämtlich von einer niedrigen Sockelmauer, die nicht höher wie 75 Zentimeter sein darf (denn höher „gestattet“ es die Baupolizei nicht), und dem eisernen Gitter darauf abgeschlossen. Der Vorgarten ist je nach Vornehmheit der Strasse 3, 4, 5, auch 6—8 Meter tief. In der Bauflucht liegen eingerichtet wie die Soldaten auf dem Exerzierplatz die Fronten der Villen. Meist halten sie nur den vorgeschriebenen Abstand von der Nachbargrenze, vier

oder sechs Meter. Nur in vereinzelten reichen Strassen sind die Grundstücke so breit, dass man von einem wirklich frei im Garten stehenden Hause reden kann. So geht es Tausende von Kilometern durch sämtliche Vorgärtenstrassen Deutschlands. Überall die niedrige Sockelmauer, das eiserne Gitter darauf, so und so viel Meter Vorgarten, Bauflucht und so und so viel Meter Abstand. Und in diese öde jämmerliche Zwangsjacke haben sich alle die ungezählten Besitzer hineinpressen lassen müssen, und es ist nun glücklich so weit, dass unsere sämtlichen neuen Gartenstrassen im Keim so verpfuscht sind, dass so leicht keine Verbesserung an ihnen geschaffen werden kann.

Betrachten wir daneben eine alte Gartenstrasse. Vor allen Dingen fällt uns beim ersten Betreten sofort eins auf: es fehlen die schnurgeraden Fluchtlinien der Geländer, der Sockelschwellen und der Häuser. Es sind vielleicht lange gerade Alleen da, die kilometerlange Perspektiven lassen, aber die geometrische Linie wird nie aufdringlich, schreit uns nirgends die Wichtigkeit ihrer Herrschaft so vorlaut ins Gesicht wie dort. Wo es sich um Alleen handelt, bei denen die Bäume den Fahrdamm allein schon abgrenzen, hat man meist auf die Bortsteine ganz verzichtet und höchstens einen schmalen Rasenstreifen gelassen, der die Fusswege weich und lebendig umsäumt (Abbildung 216, 240, 245). Das lässt sich nun allerdings bei allen Villenstrassen nicht durchführen, da das eine rücksichtsvollere Art des Wagenverkehrs voraussetzt,

BEISPIEL

Abbildung 222

Aeltere Hausanlage im Garten in Strassburg

GEGENBEISPIEL

Abbildung 223

Moderne Villenstrasse mit Vorgärten

BEISPIEL

Abbildung 224

Garten neben das Haus gelagert. Cassel

GEGENBEISPIEL

Abbildung 225

Moderne Strassen
mit Mietshäusern
und Vorgärten

BEISPIEL

Abbildung 226

Garten neben das Haus gelagert. Ossegg in Böhmen

Abbildung 227

BEISPIEL

Abbildung 228

Garten neben das Haus gelagert. Teplitz-Schönau

GEGENBEISPIEL

Abbildung 229

Miethaus mit Vorgarten

Abbildung 230

Gartenumwehrung in Naumburg a. S. Die Mauer ist in der Mitte geöffnet

als unsere Zeit sie pflegt. Die Grundstückgrenzen an der Strasse halten wohl auch im wesentlichen die Richtung inne, aber statt der 75 Zentimeter Sockelhöhe erblicken wir eine reiche Abwechslung von dichten Hecken, weiss und grün gestrichenen hölzernen Gittern, von Terrassen, die über der Strasse liegen, von Mauern, deren lange Flucht sich hier und da einmal öffnet und einen Einblick in ein verschwiegenes Idyll gestattet, dann einmal wieder eine hölzerne Plankenwand, hier und da Lauben und Gartenhäuser, die dicht an die Strasse herantreten, ja sogar, horribile dictu, tritt die Hausfront selbst bis an die Strassenflucht heran. Und die Welt fiel nicht ein, die Gartenstrasse wurde eine heitere, sonnige Gartenstrasse, in der es sich tausendmal angenehmer wohnen liess, als in unsern sämtlichen modernen Villenstrassen.

Wenn also eine Bauordnung wieder wirkliche Gartenstrassen entstehen lassen will, so muss sie vor allen Dingen erst die unsinnigen Bestimmungen fallen lassen, die sie für ihre Strassen mit offener Bauweise und Vorgartenzwang angelegt hat, und den Erbauern den grossen Spielraum lassen, den die Fülle der tatsächlich vorhandenen Motive dem Künstler lässt. Wenn sie fordert, dass nur der so und so vielste Teil der Grundfläche überbaut wird, die Breiten der Gebäude, die bis an die Strassengrenze heranrücken, nur einen gewissen Teil der Gartenfrontbreite haben dürfen, und die Maximalhöhe festgelegt ist, so dürfte das vollkommen ausreichen, um die Entstehung

von Gartenstrassen herbeizuführen. Wie der Baukünstler seine Aufgabe löst und was er für Motive wählt, ist dann ganz seine Sache.

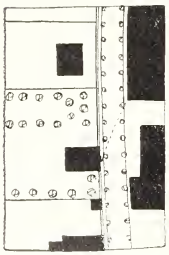
Über die Art der Einfriedigung brauchte überhaupt keine Vorschrift zu bestehen, solange sie unter ein gewisses Mass nicht heruntergeht und etwa in Stacheldrahtzaun besteht. Hier kann natürlich nur private ästhetische Disziplin helfen. Im übrigen: je mannigfaltiger diese sind, um so besser. Aber ausgerechnet die herauszusuchen, die im allgemeinen als die für Gärten am wenigsten geeignete zu bezeichnen ist, und diese dem bauenden Bürger aufzuzwingen, das ist bezeichnend für den geringen Gestaltungssinn des 19. Jahrhunderts. Die Idee, dass diese niedrige Einfassung, durch die man bequem in die Gärten hineinsehen könnte, der Strasse etwas Freundliches geben sollte, ist derart, dass man wohl annehmen kann, dass der Erfinder dieser Idee noch nie eine eigentliche Gartenstrasse gesehen hat. Es dürfte statt allen Wortbeweisen genügen, den Leser vor unsere Bilder zu führen und hier zu fragen: Welches ist der freundlichere Anblick, das Alte oder das Neue? Aber auch wenn man sich die Wirkung logisch klar machen will, ist das nicht schwer. Man kann sich an dem Anblick eines fremden Besitzes, also in diesem Fall des Gartens, nur dann freuen, wenn er schön ist. Ein Garten kann aber nicht schön sein, wenn er ungeschützt und offen daliegt, wie die Bauordnung dies erzwingen will. Der Garten ist die erweiterte

Wohnung, und in seiner Wohnung will man sich geschützt vor fremden Blicken ergehen und nicht auf dem Präsentierteller sitzen. Je mehr aber ein Garten dieser Forderung nachkommt, um so mehr wird er auch dem Draussenstehenden bieten, denn das Zusammenwirken der verschiedenen Arten der Umzäunung, der darüber ragenden Bäume und Gebäude, ergibt eben als Ganzes eine solche Harmonie, die von der traulichen Abgeschlossenheit so deutlich erzählt, dass es auch dem Vorübergehenden weit mehr geben muss, als die Genugtuung, in die öde offene Langeweile des Nachbars blicken zu können. Da die Frage so wichtig ist, möchte ich doch der Reihe nach noch einmal alle die Möglichkeiten, die für Gartenstrassenanlagen vorhanden sind, durchgehen.

Erstens: das Haus tritt zum Teil an die Strassenflucht heran und der Garten ist seitlich gelagert. (Siehe Abbildung 231, 233, 253, 257 und manche andere Abbildungen dieses Buches, sowie der übrigen Bände.) Hierdurch gewinnt das Haus eine unmittelbare Strassenfront, was unter Umständen nicht nur für den Bewohner wünschenswert sein kann, sondern auch der Strasse zur Zierde gereicht, wenn das Haus entsprechend angelegt ist. Dass sich eventuell dadurch zwei gegenüberliegende Häuser näher rücken, ist kein Unglück, da es dadurch ausgeglichen wird, dass neue Hausfronten den Gartenseiten zu entstehen. Das Gebäude wird für die Strasse dominierend, indem es aus der Flucht der andern heraus-

BEISPIEL

Abbildung 231



Seitlich gelagerter Garten. Goethes Wohnhaus in Jena

GEGENBEISPIEL

Abbildung 232

BEISPIEL

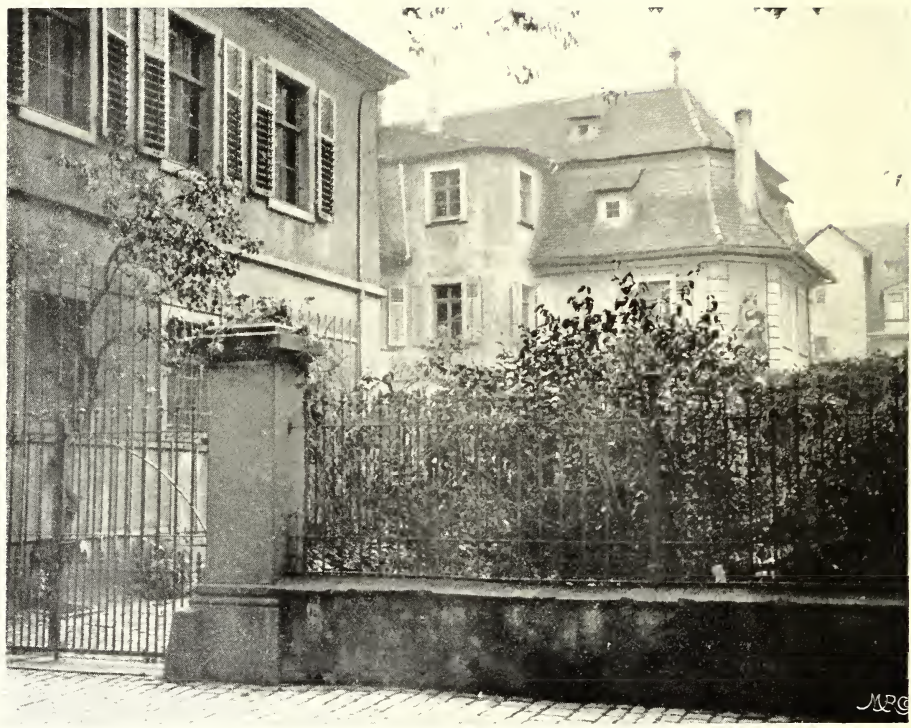


Abbildung 233

Seitlich gelagerter Garten. An der Juliuspromenade in Würzburg

Abbildung 234

Abbildung 235

Seitlich gelagerte Gartenterrasse in Freiburg i. B.

tritt, was das öde Einerlei aufs beste unterbricht. Durch das Heranrücken an die Strasse bleibt ein grösserer Teil des Hinterlandes frei, wodurch der ganze von der Strasse abgeschlossene Garten grösser wird. Dass solche seitlich gelagerten Gärten auch in sonst enger bebauten Strassen sehr glücklich wirken können, zeigen Abbildung 228 und 235.

Zweitens: Das Haus rückt zurück. Man kann natürlich nicht ohne weiteres sagen, dass es unschön wäre, wenn die Hausflucht ein paar Meter hinter der Strassengrenze läge. Es kann alles schön gestaltet werden. Nur die einförmige Durchführung einer einzigen Bauflucht wirkt bei Gartenstrassen langweilig. Man schreibe also überhaupt keine Fluchtlinie in Gartenstrassen vor, sondern suche unter allen Umständen die grösste Mannigfaltigkeit zu gestatten. In Abbildung 236, 238, 240, 242, 243, 244 und 246 sind verschiedene Arten von Hausanlagen angeführt, die zwei bis zehn Meter hinter der Strassenflucht angelegt sind. Hier entstehen also wirkliche Vorgärten. Auf Abbildung 236 sehen wir sie mit schlichtem Holzgitter von der Strasse getrennt. Schon das ist in den meisten Städten nicht erlaubt. Man verlangt eiserne Gitter, die wir in lieblichster Ausführung auf unsern verschiedenen Gegenbeispielen sehen können. Selbstverständlich können auch eiserne Gitter gut gestaltet werden (Abbildung 224 u. a.), nur ist es ein Irrtum, anzunehmen, dass das eiserne Gitter die einzig mögliche

BEISPIEL

Abbildung 236

Vorstadthäuser mit
Vorgarten. Pirna

GEGENBEISPIEL

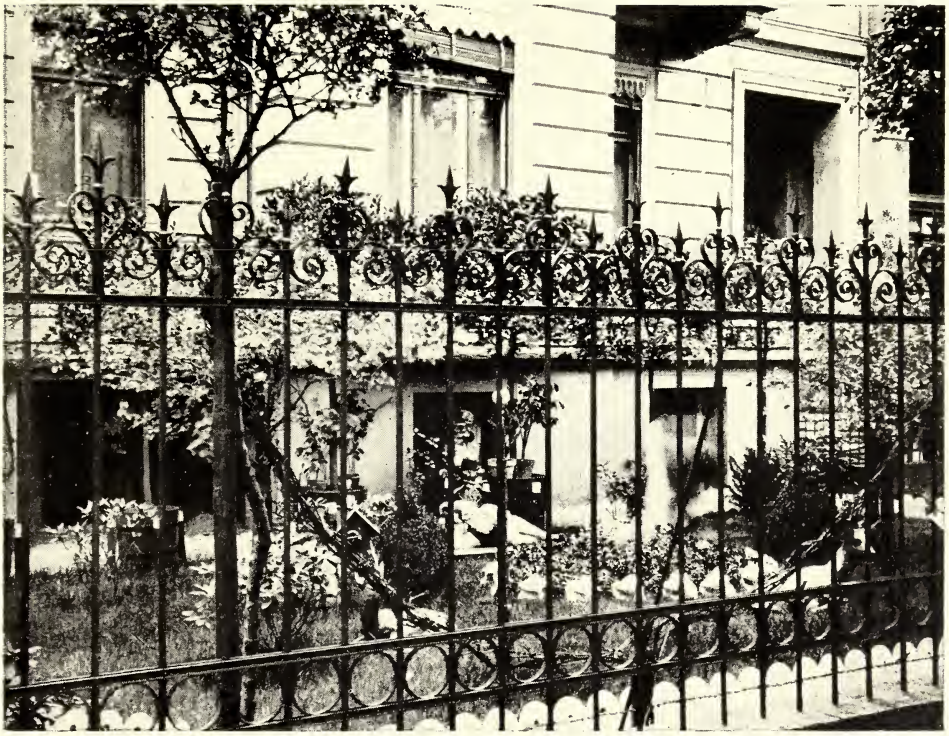


Abbildung 237

Heutiges Schema

BEISPIEL

Abbildung 238

Hübsche Vorgartengestaltung mit Terrassenbildung und hölzerner Umzäunung. Sebnitz i. S.

GEGENBEISPIEL

Abbildung 239

Heutiges Schema

Umwehrung unserer Gartenstrassen wäre. Auf Abbildung 236 sind die Vorgärten auch sehr exponiert, nur haben sie hier insofern ein anderes Gesicht, als in den Häusern bescheidene Leute wohnen, die aus ihrem Vorgärtchen nicht Paradestücke machen, sondern in ihnen ihren Kohl bauen und ein paar Blumen ziehen, wodurch das schmale Streifchen Gartenland in seiner nützlichen Bescheidenheit etwas Anmutiges bekommt, was man von Abbildung 237, auf dem ein Tonzwerg sich zwischen Gewächsen niedergelassen hat, nicht behaupten kann. Eine weitere Variante des Vorgartens zeigt Abbildung 238. Hier liegt der Vorgarten auf einer niedrigen Terrasse über der Strasse und der breite Treppenpodest liegt offen ohne Vortür da, sodass er einen hübschen Vorhof zur Haustür bildet, ähnlich den Beischlägen auf Abbildung 176 und 177. Auch eine solche Anlage würde nach den meisten der heute gültigen Baupolizeiparagraphen nicht gestattet werden. Die Baupolizei streicht Holzgitter und Mauern aus ästhetischen Gründen (!) und verlangt eine äussere Eingangstür auch in der Gitterflucht. Ich habe erst jetzt wieder einige Beispiele erlebt von erbitterten Kämpfen gegen jeden Versuch, aus der armseligsten Öde herauszukommen. Und trotzdem muss ein jeder Mensch mit offenen Augen sehen, wie weit besser die Anlage 138 vor seinem Gegenbeispiel 139 ist. Denn dadurch, dass der Vorgarten über der Strasse liegt, wird er ein gut Teil benutzbarer, weil man jetzt auf die Strasse her-

unterblicken kann. Eine Steigerung erfährt das Motiv auf Abbildung 240. Hier kann man von einer wirklichen Hausterrasse an der Strasse sprechen, und hier gewinnt der Vorgarten durchaus Sinn, besonders wenn er in so hübscher Weise von dem kleinen Gartenhaus flankiert wird, wie auf unserer Abbildung. Höhere und höchste Steigerungen zeigen endlich Abbildung 242 und 243, deren Anlage natürlich nur dann möglich ist, wenn das Terrain ihr von selbst entgegenkommt.

Bei den übrigen hier noch zur Vorgartengestaltung angeführten Beispielen will ich verschiedenes zeigen. Aus Abbildung 244 wird man erkennen können, dass auch eine über mannshohe undurchsichtige Umwehrung (breiter Lattenzaun mit Hecke dahinter) die Strasse und das Landhaus nicht unfreundlicher macht, obgleich die Umzäunung den Vorgarten vollkommen vor den Blicken der Vorübergehenden abschliesst. Den schmucken Eindruck des aus dem Grün hervorlugenden Hauses hebt die Umwehrung nicht auf, sondern im Gegenteil hervor. Auf Abbildung 245 liegt das Haus ziemlich weit zurück, sodass ein wirklicher Garten zwischen Haus und Strasse entsteht. Auch auf Abbildung 246 kann natürlich von ödem Vorgarten nicht die Rede sein, da der Raum gross genug ist, um mit Bäumen, Hecken und Büschen wirkliche Gärten entstehen zu lassen. In Abbildung 247 gewinnt der kleine Vorgarten dadurch Leben, dass die Treppe an ihm herunter führt und er die Ecke weich

BEISPIEL

Abbildung 240

Vorgartengestaltung in Terrassenform in einem Vorort Dresdens

GEGENBEISPIEL

Abbildung 241

Heutiges Schema

Abildung 242

Gartengestaltung auf Terrasse
an der Strasse. Rudolstadt

Abbildung 243

Gartenterrasse an der
Strasse Colmar i. E.

Abbildung 244

Geschlossene Umwehrung
einer Villa. Colmar i. E.

Abbildung 245

Schlichte Gestaltung des Strassenabschlusses eines Vorstadtgartens. Guben

Abbildung 246

Vorstadtgarten-
strasse. Guben

macht. Abbildung 249 zeigt Abwechslung von Holzstaket mit Mauern.

Es soll also durchaus nicht die Möglichkeit, einen Vorgarten gut zu gestalten, bestritten werden, sondern nur dargetan werden, dass eine Polizeivorschrift, die einen vollkommen gleichförmigen Vorgarten mit gleichförmiger Umwehrung erzwingt, verschwinden muss, wenn wir hoffen wollen, jemals wieder in Gartenstrassen wohnen zu können.

Abbildung 251 zeigt, wie ein Gartenhaus an die Strasse herantritt und eine Plankenwand den Garten abschliesst, während das eigentliche Wohnhaus weiter hinten liegt. Beispiele für mannigfache Formen der Umzäunung findet man im Band II „Gärten“ und im Ergänzungsband IIa.

Dass Mauern nicht allein für den sie umschliessenden Garten, sondern auch für das Strassenbild von Vorteil werden können, zeigt Abbildung 253, wo mit Haus, Hof und Mauer eine sehr glückliche Harmonie geschaffen ist und dem Vorübergehenden einen freudigen Eindruck mitgeben muss, wenn er eben die Fähigkeit hat, in den sinnfälligen Erscheinungen der Welt zu lesen. Ich führe das Gegenbeispiel 254 hier deswegen an, um zu zeigen, wie unsere Zeit Mauern, wo sie einmal bestehen, doch flugs mit Hässlichkeit zu überziehen versteht. Aber gegen Mauern ganz im allgemeinen scheint unsere Zeit einen wilden Hass gefasst zu haben, nicht allein, dass die Bau-

BEISPIEL

Abbildung 247

Vorgarten in Rudolstadt

GEGENBEISPIEL

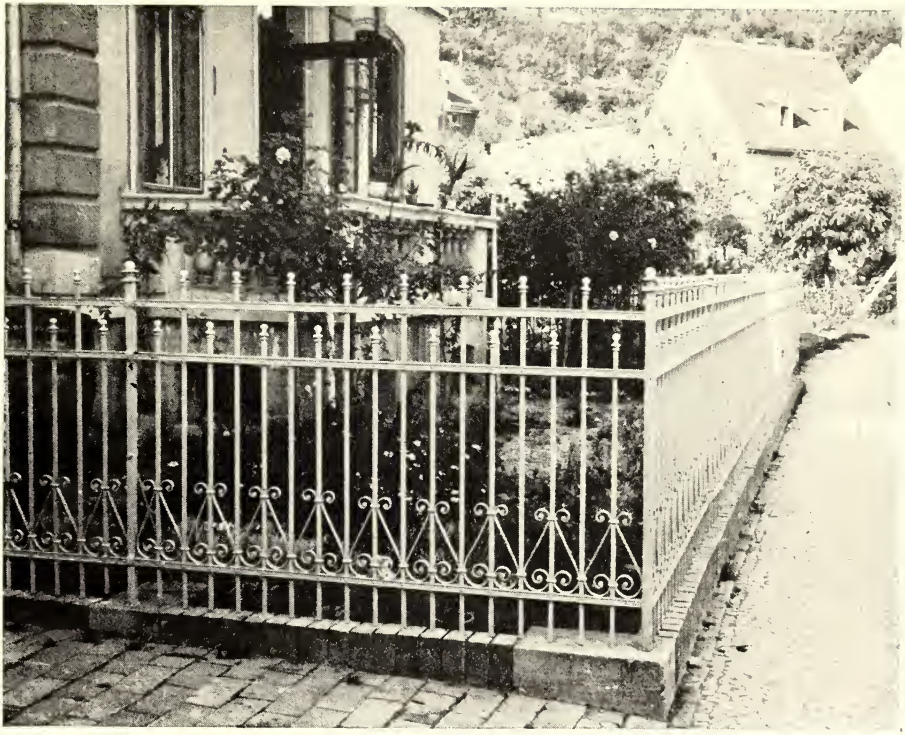


Abbildung 248

Heutiges Schema

BEISPIEL

Abbildung 249

Umwehrung durch Mauer und Holzstaket in einem Vororte Dresdens

GEGENBEISPIEL

Abbildung 250

Heutiges Schema mit Bauwich u. Vermeidung von Terrassenbildung

BEISPIEL

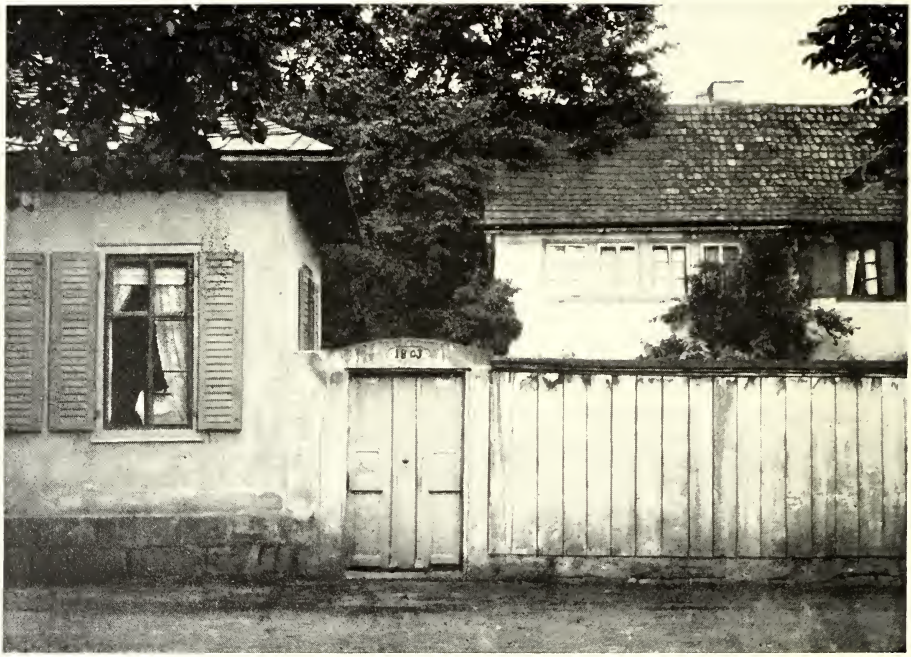


Abbildung 251

Plankenabschluss eines Gartens an der Strasse mit Gartenhäuschen, in die Strassenflucht gelegt. Rudolstadt

Abbildung 252

Heutiges Schema

BEISPIEL

Abbildung 253

Hausachse rechtwinklich zur Strasse gelegt und Seitenfront in die Strassenflucht gerückt. Garten mit Laube und Mauerabschluss. Jena

GEGENBEISPIEL

Abbildung 254

Mauer in ungeschickter Gestaltung

Abbildung 255

GoethesGartenhaus am städtischen Wohnhaus in Weimar

ordnungen keine mehr zulassen; auch die eigenen Besitzer glauben in ihrer Verblendung der Schönheit ein Opfer zu bringen, wenn sie die Mauern um ihre Gärten zerstören. Abbildung 255 zeigt uns ein interessantes Beispiel aus der letzten Zeit. Es ist Goethes Garten in Weimar mit seinem Gartenhäuschen und der das Ganze umschliessenden Mauer. Wie sehr hier das Gartenhaus mit der Mauer eins wird und ein Ganzes bildet, wird man auf unserm Beispiel sehen können. Besonders der Anblick vom Garten aus kann uns einen Begriff davon geben, wie sehr die stille Abgeschlossenheit des Gartens von der Mauer abhängt. Es kamen vor einiger Zeit Leute, die sich aufrichtig für Schönheitsfreunde hielten, und wollten die Mauer niederlegen, um sie durch ein durchsichtiges Gitter zu ersetzen. Dass man damit nicht allein dem Strassenbilde etwas sehr Schönes genommen, sondern auch den Garten vollkommen aufgehoben hätte, hatte niemand von allen geahnt. Trotzdem erhob sich da aber ein solcher Sturm der Entrüstung, dass sie von ihrem Vorhaben ablassen mussten. Hier mag ja grossenteils der Umstand mitgewirkt haben, dass doch die Mehrheit der Menschen einsah, wenn man überhaupt die Stätte, wo ein grosser Mensch gelebt, erhalten wolle, müsse man sie in dem Zustande erhalten, wie sie war. Leider trat noch viel zu wenig die Erkenntnis hervor, dass die Mauer wie jede andere Einfriedigung ihre Existenzberechtigung hat und gewisse Stimmungswerte mit

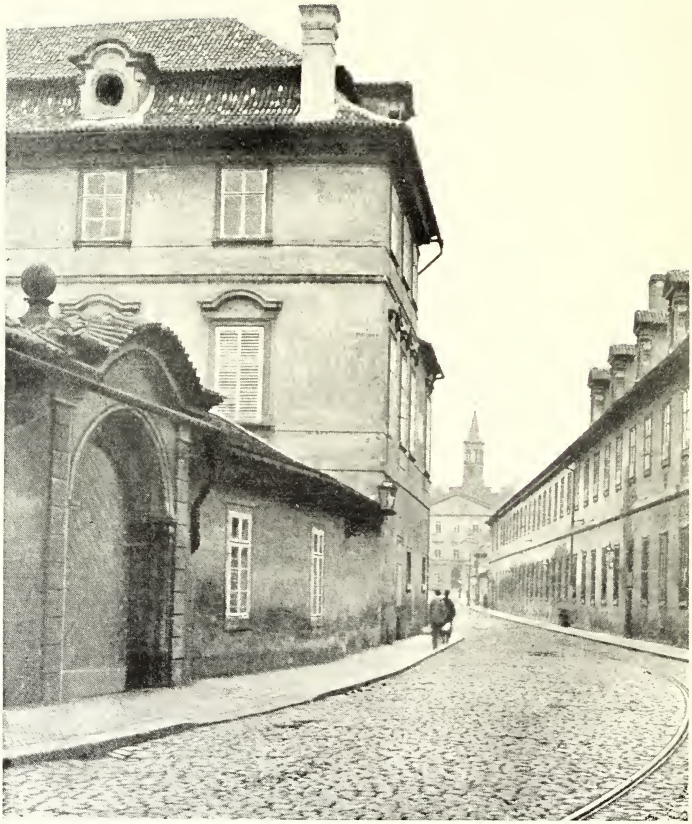


Abbildung 256

Hausflucht mit
Mauer fortges.
Prag Kleinseite

sich bringt, die durch nichts anderes ersetzt werden können. Die Mauer bringt diese Stimmungswerte nicht bloss für die Innenseite des Grundstücks, sondern auch für den Anblick von aussen. Die Mauer ist eben nicht bloss eine steife, starre Umwehrung, die im übrigen sehr hässlich, aber an manchen Orten nicht zu umgehen ist, weil sie die einzige ganz feste, widerstandsfähige Form der Umwehrung ist, die jeden Übergriff von aussen abschliesst. Sondern sie ist die edelste und schönste Art der Umwehrung überhaupt. Sie allein ermöglicht es, dass man das heimische Gefühl, zwischen seinen vier Wänden zu sein, auch unter freien Himmel herausträgt, und dass sich das auch den Draussenstehenden in gewissem Sinne mitteilt.

Die Gefühle, die eine Mauer in uns erweckt, sind so ausserordentlich mannigfaltige, dass es nur mit der äussersten Verrohung unseres Augenempfindens zu erklären ist, wie dieser Massenkampf gegen die Mauer aufkommen konnte. Aber auch rein formal ist das lange horizontale Flächenband der Mauer vielfach ein so ausserordentlich wichtiges Bauglied im Gesamtbild, dass es geradezu einzig in seiner Art dazu geeignet ist, Teile einer Gruppe straff zu vereinigen. Man sollte meinen, dass der gestaltungsfähige Architekt sie kaum entbehren könnte. Auf Abbildung 256 ist der Hof neben das Haus gelagert. Trotzdem setzt die Mauer die Strassenflucht in so vollkommener Weise fort, dass von einer Unterbre-

BEISPIEL

Abbildung 257

Seitlich gelagerter Garten mit Mauerabschluss Seifengasse in Weimar

GEGENBEISPIEL

Abbildung 258

Heutiges Schema

BEISPIEL

Abbildung 259

Patrizierhaus mit Garten mit Mauerabschluss. Soest

GEGENBEISPIEL

Abbildung 260

Heutiges Schema

Abbildung 261

Gartenmauer
mit Einfahrt.
Friedrichstr.
in Dresden

chung eigentlich kaum die Rede sein kann, sondern das Haus mit dem Torweg ein Ganzes bildet. Ähnliches sehen wir in kleinerem Masstab auf Abbildung 257, wo ein entzückendes Gärtchen hinter der Mauer dicht an der Strasse liegt und trotzdem ein so abgeschlossenes kleines Paradies bildet, als wenn es weit, weit weg vor den Toren läge. Davon erzählt auch unser Bild, obgleich wir auf ihm den Garten selbst nicht sehen können. Und trotzdem, welcher Empfindende könnte ein solches Bild ohne eine gewisse stille Sehnsucht erblicken? Und wo rührte sich Sehnsucht in einem Herzen, wenn er Abbildung 258, unser Gegenbeispiel, ansieht? Abbildung 259 ist ein vornehmes Haus, das weit zurück in seinem Garten liegt und sich nur mit der Mauer so still abschliessen kann. Und welcher Mensch mit Sinn für Gruppierung vermöchte ein solches Bild anzusehen, ohne sofort zu empfinden, wie der ganze uns anmutende Aufbau erst durch diese Mauer herbeigeführt wird. Dasselbe sieht man noch stärker in Abbildung 261. Die starke Überschneidung der Mauer über das Haus weg, die dann in der monumentalen Einfahrt gipfelt, ist so ausdrucksvoll, dass sie geradezu der Träger des ganzen Bildwertes wird. In sehr glücklicher Weise pflegte man früher die Fluchten von Monumentalgebäuden in Mauern fortzusetzen, wie wir ein Beispiel in Abbildung 264 sehen. Die heutige Gepflogenheit, ein Monumentalgebäude auf die Mitte eines Platzes zu setzen und es dann mit „An-

BEISPIEL

Abbildung 262

Hof- u. Gartenabschluss mit Mauer, seitlich gelagert. Triptis in Thür

GEGENBEISPIEL

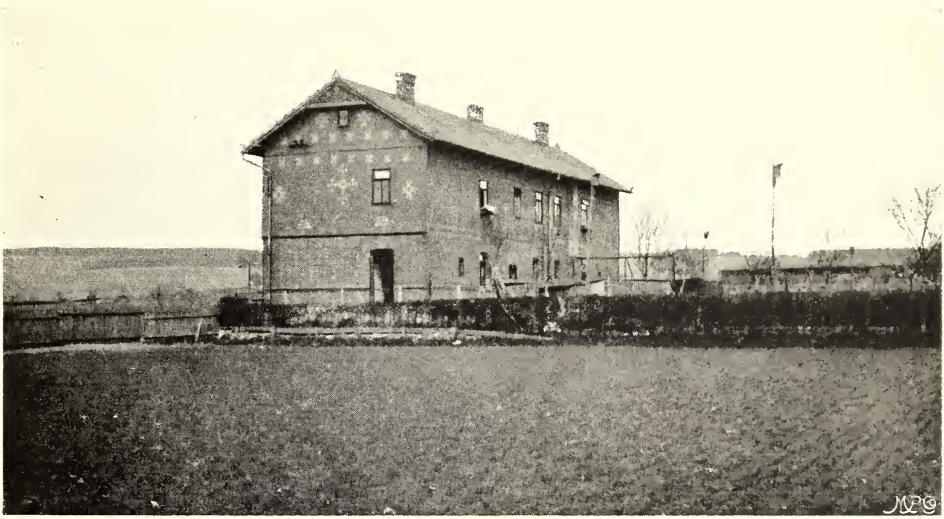


Abbildung 263

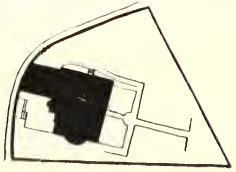
BEISPIEL

Abbildung 264

Grosse Plauensche-
strasse in Dresden

Abbildung 265

Abbildung 266



Englische Hausanlage

lagen“ zu umgeben, zeigt von der Phantasiearmut unserer Zeit. Dass auch moderne Architekten, wenn sie echte gestaltende Künstler sind, von dem Mittel der Mauer Gebrauch zu machen wissen, zeigt Abbildung 266. Wir müssen aber dazu nach England gehen. Denn unsern Architekten streicht die tiefe Weisheit einer hohen Baupolizei die Mauern einfach weg. Auf Abbildung 266 kommt durch die Mauer überhaupt erst der Eindruck zustande, dass es sich um eine geschlossene Anlage handelt. Man denke sich die grosse Mauer fort, und es wird nicht ein Ganzes entstehen, sondern eben nur ein einzelnes Haus übrig bleiben.

Auch da, wo es sich nicht um vornehmere Bauten, sondern um schlichte Zwecke handelt, ist die Mauer ein wundervolles Gestaltungsmittel. Ich führe eine ganze Sammlung von Mauern aus alten Städten an, die die Wege einsäumen, sodass man oft minutenlang in einem solchen stillen Gang dahinwandelt (Abbildung 267, 268, 269, 270). Wir wissen ja zur Genüge, dass so etwas für die meisten Menschen von heute das ist, was für den Tauben Musik bedeutet. Aber viele sind es auch — und ich glaube, es sind mehr, als man denkt —, die sich im tiefsten Innern ihres Herzens die Empfindung bewahrt haben, es aber selbst gar nicht recht mehr wissen und nicht den Mut finden, ihrer eigensten Empfindung Ausdruck zu geben. Gedankenlos sprechen sie dann das Urteil der Menge nach. Solche mögen sich nur einmal

Abbildung 267

Gartenmauer in Breisach i. E.

Abbildung 268

Gartenmauer in Soest

Abbildung 269

Gartenmauer in Soest

Abbildung 270

Gartenmauer in Erfurt

recht lange und recht oft diese paar Bilder besehen. Ob ihnen nicht plötzlich klar wird, dass sie es hier mit Verkörperungen von Stimmungen zu tun haben, die gewiss nicht die einzigen sein dürfen, die in ihrer Art aber doch auch ihre Daseinsberechtigung haben und nicht zu den schlechtesten gehören. Und sie mögen sich den Wunsch vorlegen, ob sie alles Derartige demoliert und ausschliesslich nur noch Anlagen wie unsere Gegenbeispiele errichtet sehen mögen.

KAPITEL X

Gärtnerische Anlagen

Man muss sich die verschiedenen Möglichkeiten klar machen, bei denen von Menschenhand veranlasster Pflanzenwuchs innerhalb des Städtebaus verwendet werden kann. Die einfachste Form ist die Allee. Sie steigert sich bei einer bevorzugten Stelle, wo Bäume eine in sich abgeschlossene Figur bilden. Bei weiterer Ausdehnung tritt das ein, was wir heute unter Anlagen verstehen. Nur Gradverschiedenheiten trennen dann vom Parke. Immerhin muss man die Sache von irgend einer Seite aus anpacken und, um sich selbst Klärung zu verschaffen, in Gruppen zerlegen. Und nur aus diesem Grunde möchte ich hier die beiden Hauptgruppen festhalten: der Park, der im wesentlichen als ein selbständig abgetrennter Garten oder Waldbezirk zu fassen ist; und die in den Rahmen der Stadt, d. h. der Häuser gespannte Anlage, die innerhalb der Wohnbezirke den erfreulichen und vermittelnden Anblick des lebendigen Grüns schaffen will. Ich wiederhole, um Missverständnissen nach Möglichkeit vorzubeugen, noch einmal: diese scharfen Abgrenzungen gibt es

Abbildung 271

Altes Schloss in Crölpa

in der Wirklichkeit nicht. Die Typen verlaufen ohne Grenzunterschiede allmählich ineinander. Das Wesentliche über den ersten Typ, den Park, den grossen Garten, habe ich in meinem Band II (Gärten) schon so eingehend behandelt, dass ich auf das dort Gesagte verweisen muss, wenn ich Wiederholungen vermeiden will.*

Aus den vorhergehenden Kapiteln wird der Leser erkannt haben, wie hoch ich die Anwesenheit der Pflanzen und ihrer Sammelform, den Garten, für den Menschen und seine Behausung zu schätzen weiss. Auch im Strassenbilde haben wir in Baum und Pflanze ein wundervolles Material, mit dem Bereicherung und allerart Belebungen geschaffen werden können. Von der Allee gilt das allgemein als selbstverständlich. Und dass ein paar schöne Bäume vor dem Hause, auch wenn sie einzeln stehen, an vielen Orten sehr erfreulich sind, sollte man dem empfänglichen Menschen nicht erst zu sagen brauchen (Abbildung 271). Dass Habsucht oder Unverstand sie

---

* Bei einem Thema, das so viele Gestaltungsarten vereinigt, wie bei „Kulturarbeiten", ist es nicht immer ganz leicht, den verschiedenen Abhandlungen ihren rechten Platz zu geben. Obgleich über den Park als solchen, besonders den Stadtpark noch vieles zu sagen wäre, was im Band Gärten nicht gesagt ist, kann ich es an dieser Stelle nicht nachholen, teils um dem Städtebau nicht einen über das wünschenswerte hinausgehenden Umfang zu geben, teils um nicht dem vorzugeifen, was ich für eine spätere Arbeit über Pflanzen, Wälder und Landschaft vorbereitet habe. Ueber städtische Anlagen im oben beschriebenen Sinne, möchte ich dagegen hier Einiges einfügen.

Abbildung 272

Patricierhaus
in Remscheid

so oft vernichten, ist eine bedauerliche Beobachtung, die leider immer wieder von neuem gemacht werden muss. Schon Goethe fand dafür die schönen Worte im Werther, die der Entrüstung eines jeden ähnlich Empfindenden so beredt Ausdruck verleihen:

„Man möchte rasend werden, Wilhelm, dass es Menschen geben soll ohne Sinn und Gefühl an dem Wenigen, was auf Erden noch einen Wert hat. Du kennst die Nussbäume, unter denen ich bei dem ehrlichen Pfarrer zu St . . . . mit Lotten gesessen, die herrlichen Nussbäume, die mich, Gott weiss, immer mit dem grössten Seelenvergnügen füllten. Wie vertraulich sie den Pfarrhof machten, wie kühl! Und wie herrlich die Äste waren! Und die Erinnerung bis zu den ehrlichen Geistlichen, die sie vor so vielen Jahren pflanzten! Ich sage Dir, dem Schulmeister standen die Tränen in den Augen, da wir gestern davon redeten, dass sie abgehauen worden — abgehauen. Ich möchte toll werden, ich könnte den Hund ermorden, der den ersten Hieb daran tat. Ich, der ich mich vertrauern könnte, wenn so ein paar Bäume in meinem Hofe stünden, und einer davon stürbe vor Alter ab, ich muss zusehen. Lieber Schatz, eins ist doch dabei. Was Menschengefühl ist. Das ganze Dorf murrt, und ich hoffe, die Frau Pfarrerin soll es an Butter und Eiern und übrigem Zutrauen spüren, was für eine Wunde sie ihrem Orte gegeben

Abbildung 273

Abbildung 274

Der Sand in Lüneburg in „verbesserter“ Form

hat. Denn sie ist es, die Frau des neuen Pfarrers (unser alter ist auch gestorben), ein hageres, kränkliches Geschöpf, das sehr Ursache hat, an der Welt keinen Anteil zu nehmen; denn niemand nimmt Anteil an ihr. So einer Kreatur war es auch allein möglich, meine Nussbäume abzuhauen. — Siehst Du, ich komme nicht zu mir. Stelle Dir vor, die abfallenden Blätter machen ihr den Hof unrein und dumpfig, die Bäume nehmen ihr das Tageslicht, und wenn die Nüsse reif sind, so werfen die Knaben mit Steinen darnach, und das fällt ihr auf die Nerven, das stört sie in ihren tiefen Überlegungen, wenn sie Kennikot, Semmler und Michaelis gegeneinander abwiegt."

Die Menschheit hat bis heute noch wenig von Goethe gelernt. Was würde er gesagt haben, wenn er hätte sehen können, wohin der Sinn unserer Zeit geraten ist?

Merkwürdigerweise verkehrt sich heute alles in das Gegenteil. Wo Bäume am Platze sind, da schlägt man sie sicher ab. Wo sie aber ihrem ganzen Sinne nach nicht hingehören, da werden sie sicher hingepflanzt. Der Sinn für charakteristische Erscheinung ist bei uns derartig verkümmert, dass man nicht mehr zu erkennen vermag, ob ein Platz Bäume zu tragen hat oder ob er so ausgerechnet als Stadtplatz angelegt ist, dass seine Vermengung mit einem Baumplatz unmöglich ist. Man betrachte daraufhin die Abbildung 273. Man sieht hier einen Platz, der in Form einer sehr verbreiterten Strasse sowohl nach

Lage und Erscheinung der Häuser mit ihren Warenmagazinen durchaus Stadtplatz ist und als solcher ein so eigentümliches Gepräge hat, dass man keinen andern Wunsch haben kann, als ihn in dieser Erscheinung erhalten zu sehen. Hier an falscher Stelle kommt natürlich die Stadtverwaltung darauf, Bäume zu pflanzen und Anlagen zu errichten, also zwei ganz wesensverschiedene Dinge zu einem Brei zu vermischen, der vollkommen charakterlos ist. Auf Abbildung 276 sieht man auch so einen schön angelegten Platz, auf dem die beliebten Bretzelwege und Bäume zu sehen sind. Ein solcher Platz müsste aber das sein, was Sitte den „erweiterten Saal unter freiem Himmel" nannte. Nur jemand, dem eben der Sinn für charakteristische Erscheinung vollkommen abgeht, kann sich so einen Platz in eine Anlage verwandelt denken. Es herrscht aber an allen Orten jenes verhängnisvolle Rezept, welches, ohne nach dem Sinn zu fragen, einfach durch Anpflanzungen eine Sache gärtnerisch zu verschönern meint. Davon, dass die Manie, ausgesprochene Stadtplätze in gärtnerische Anlagen zu verwandeln, immer mehr um sich greift, kann man sich überall überzeugen. Wenn ich sagte, dass ausgesprochene Stadtplätze keine Anlagen haben dürften, so darf man das nicht dahin missverstehen, als ob überhaupt die Möglichkeit eines einzelnen oder einiger Bäume an solchen Plätzen ausgeschlossen wäre. Es kommt natürlich hier wie überall immer auf das Wie an. Ein einzelner oder schliesslich auch zwei Bäume in der Mitte

BEISPIEL

Abbildung 275

Markt in Stolberg a. H.

Abbildung 276

Platz in Braunschweig

BEISPIEL

Abbildung 277

Platzanlage in Orlamünde

GEGENBEISPIEL

Abbildung 278

Abbildung 279

Aus dem Park von Oppurz

des Platzes oder vor einem Hause heben die Stadtplatzwirkung noch nicht auf, wie es auf Abbildung 52 und auf Abbildung 54 der Fall ist. Kleine Bäume, deren Form und Anlage gleichsam architektonisch gehalten ist, sind von Fall zu Fall möglich. So sehen wir auf Abbildung 277 auf dem Hauptplatz einer kleinen Landstadt ein Wasserbecken, um das Kugelakazien herum gepflanzt sind. Man wird erkennen, dass diese Ausnahme durchaus nur eine Art architektonischer Belebung des Platzes bietet. Sobald man aber anfängt, das Charakteristische des Stadtplatzes, das Pflaster, zu entfernen, und Rasen und Gebüschgruppen usw. zu pflanzen, fängt der Widerspruch an. Ein Platz, dessen Charakteristikum aus seinen vier Häuserwänden besteht, verschwindet, wenn man ihn durch Anlagen und Bäume unsichtbar macht.

Niemand wird auch damit bestreiten wollen, dass es für eine Stadt etwas Hochwillkommenes sein könnte, mitten drin auf einem Platze eine dichte Baumanlage zu besitzen. Man betrachte Abbildung 279. Wenn so ein Baumplatz mitten in der Stadt liegt, so wird ein jeder mit Vergnügen seinen Weg durch ihn nehmen, verweilen und seinen Platz in seinem Schatten suchen. Man kann sich sehr wohl auf so einem Bilde vorstellen, dass draussen ringsherum Häuser liegen, die ihn einschliessen. Nur wird einem sofort klar werden, dass es sich um etwas durchaus anderes als um einen ausgesprochenen Stadtplatz handelt. Schon die erforderliche Grösse wird weit über das Mass des Stadt-

Abbildung 280

Schützenhaus in Naumburg a/S. an einer Festwiese gelegen

platzes herausgehen müssen. (Vergleiche auch Abb. 278.) Der Platz hört auf, Platz zu sein, und es führen einfach an den vier Seiten des Baumplatzes vier Strassen herum. Dass das etwas durchaus anderes ist, wie der eigentliche Stadtplatz, wird ein Blick auf Abbildung 274 sofort klarlegen.

Die eigentlichen Stadtgärten und Parks kann man in zwei Hauptgruppen einteilen. Die Festplätze und die Erholungsstätten. Natürlich ist auch hier eine Trennung cum grano salis zu verstehen. Ich mache sie nur, um allgemeine Gesichtspunkte zu gewinnen. Dem Festplatz hat man in neuerer Zeit viel zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Im 18. Jahrhundert war es für eine jede Stadt eine Selbstverständlichkeit, einen solchen Festplatz zu besitzen. Bei einem daseinsfrohen Volke, das seine Lebenskunst in jeder Form so meisterhaft auszudrücken verstand, war das selbstverständlich. Meist gliederte sich der Festplatz an ein monumentales Gebäude an, das je nach den verschiedenen örtlichen Verhältnissen einmal als Schützenhaus, als Ballspielhaus, Festsaal oder irgend etwas ähnliches auftrat. Vor diesem breitete sich der Festplatz aus, der manchmal als grosser Kiesplatz, manchmal auch als betretbare Wiese mit kurzem Gras gehalten war, aber selbstverständlich vollkommen frei von Bäumen blieb. Die Peripherie des Platzes war dagegen von Bäumen gebildet, die sich meist als Allee um ihn herum zogen, oft aber auch direkt in einen Hain übergingen (Abbildung 283).

Abbildung 281

Volksanger
in Saalfeld

Damit war ein Raum gegeben, in dem sich heiteres Volksleben aufs vortrefflichste einfügen konnte. Die breiten leeren Plätze boten dem Volksgewimmel zum ausgedehnten Sich-Ergehen bequemen Platz; je nach Art der Feste konnten Buden aufgeschlagen werden, Vorführungen dort stattfinden und anderes mehr. Die anstossende Allee oder der Hain bot Schatten, in denen die, die sich dem geräuschvollen Trubel entziehen wollten, Gelegenheit zum ruhigeren Ergehen fanden. Das grosse Haus war die Zentrale der Bewirtung und gab Schutz bei ungünstiger Witterung.

Obgleich nun der Zweck und Sinn dieser Anlagen so deutlich klar in ihrer Form ausgeprägt ist, kommt es doch oft genug vor, dass Stadtgärtner und Verwaltungen auf die überaus sinnreiche Idee kommen, auch diesen Platz mit dem zu beglücken, womit sie alles überziehen, wo sie ein freies Plätzchen finden, mit „Anlagen". Man weiss schon. Dass Städte in ihre Neuschöpfungen solche Festplätze aufnehmen, gehört zu den Seltenheiten. Ich möchte daher auf solche an sich sehr naheliegende Idee ganz besonders hinweisen. Auch an die Sportplätze sei hier noch erinnert, die in neuerer Zeit manche Stadtverwaltungen schon in ihr Programm gezogen haben.

Diese Strenge der architektonischen Anlage des Festplatzes kann sehr gut als Vorhof weiterer und freierer Parkanlagen auftreten, die dann nach meiner obigen Klassifizierung als die der Erholung gewidmeten Anlagen dienen

Abbildung 282

Volksanger in Saalfeld. Die Veranda ist dem Lusthause unorganisch angegliedert

Abbildung 283

Gesellschaftshaus
an einem Volks-
anger in Saalfeld

Abbildung 284

Park von Schurtzingen

sollen. Ich muss hierbei nochmal auf Band II verweisen, in dem die allgemeinen Grundzüge für solche Gärten schon festgelegt sind. Handelt es sich um ganz grosse waldähnliche Gebiete, die man an einen Stadtbezirk anschliessen kann, so tut man natürlich am besten, diese in ihrem freien Zustand zu lassen und die Wege, wie sie sich ergeben, nur in guten Zustand zu versetzen. Im allgemeinen brauchen aber auch solche waldartigen Bezirke der straffen Gliederung durch eine oder einige breite Alleen, die die einzelnen Glieder abtrennen und das Ganze überschaubar machen. Zugleich bilden diese strengeren Formen der Alleen einen äusserst erwünschten Kontrast zu den freieren Formen des übrigen Parks. Abbildung 284 mag ein Beispiel dafür sein. Auch strengere Anlagen allerart können als weitere Gliederung dienen (Abbildung 287). So müsste vor allen Dingen das Wasser noch viel mehr herangezogen werden, allerdings nicht, indem man Zementteiche in „natürlichen" Formen hinsetzt, sondern indem man die menschliche Kunstanlage deutlich betont, wie in Abbildung 286 ein klassisches Beispiel gegeben ist. Auch für die Abgrenzungen der strengen Anlagen der Alleen gegen die freien Teile sollte noch viel mehr von solchen architektonischen Mitteln Gebrauch gemacht werden, die früheren Zeiten selbstverständlich und vollkommen geläufig waren, wie Abbildung 285 es andeutet. Von Mitteln wie Abbildung 288 sollte man sich aber durchaus und überall frei halten. Solange solche Drahtzäune

Abbildung 285

Schlosspark
in Ansbach

Abbildung 286

Wasserbecken in der Villa Torlonia in Frascati

Abbildung 287

Schlosspark
in Würzburg

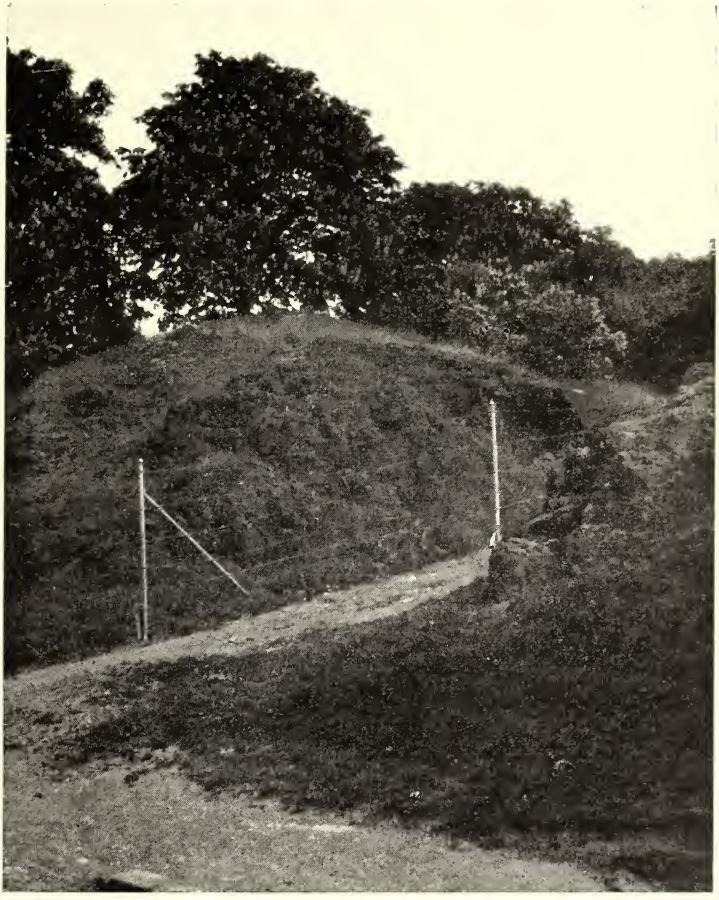


Abbildung 288

Schlechte Einzäunung
einer öffentlichen Anlage

nicht etwa als Gerüste für heranwachsende Hecken dienen, sondern Selbstzweck sind, bedeuten sie wirklich eine Sünde an dem heiligen Geiste der Natur.

Das Thema Städtebau ist mit diesen Kapiteln natürlich noch durchaus nicht erschöpft. Wollte man zu all dem, was die Bauverordnungen von baulichen Umgestaltungen fordern, kritische Stellung nehmen, so würde das allein ein Buch von nicht geringem Umfang ergeben. Denn das Schema der Baupolizei bildet eine Kette von Hindernissen für die Entwicklung des Städtebaues nach künstlerischen Gesichtspunkten. Zweifellos ist die Festlegung einer Bauordnung, die sich mit der Regelung tatsächlicher Bedürfnisse abgibt, ohne die Gestaltungsfreiheit in Fesseln zu schlagen, eine schwierige Aufgabe. Denn die Erfahrungen, die die Menschheit mit ihren Bauanlagen im Laufe der Zeiten macht, muss in ihnen mit Notwendigkeit ihren Ausdruck finden. Es wäre unsinnig, sie anzufeinden, weil sie allmählich die Aenderung gewisser Formen mit sich bringen muss. Ich will irgend ein Beispiel anführen. Man betrachte Abbildung 275, die ein ausserordentlich schönes altes Städtebild zeigt. Man wird hier bei näherer Beobachtung erkennen, dass der freundliche Ausdruck der Häuser neben der guten Gestaltung ihrer Frontseiten auch dem Umstande zuzuschreiben ist, dass die Behandlung dieser Vorderseiten gleichsam auch auf ihre Seitenflächen, soweit diese nicht von den Nachbarhäusern zugedeckt werden, übergreift. Es befinden sich an

diesen Seitenflächen nicht allein überstehende Dachflächen, Gesimse, Fachwerkgebälk und Verschalungen, sondern sogar einzelne Fenster. Betrachtet man daneben zum Vergleich eine moderne Strasse (ein krasses, aber deutliches Beispiel ist etwa Abbildung 112), so bemerkt man, dass die Seitenmauern der Häuser keinerlei architektonische Behandlung zeigen, sondern in Form von hohen nackten Mauern gehalten sind. Die allzuhäufig gemachte Beobachtung, dass ein ausbrechendes Feuer bei der Bauweise wie auf Abbildung 275 gar zu leicht von einem Hause auf das andere übersprang und auf diese Weise von einem einzigen Feuerherde aus nicht nur die ganze Strasse, sondern oft der ganze Stadtteil in Asche gelegt wurde, brachte die Menschheit schliesslich zu der Einsicht, dass es notwendig sei, feuerhemmende Mauern zwischen den einzelnen Häusern anzulegen. So ganz neu ist diese Erkenntnis nicht. Abbildung 33 und 37 zeigen uns Häuserreihen aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, die schon durch Brandmauern geschieden sind. Die ausserordentliche Gestaltungsfähigkeit jener Zeit brachte es mit sich, dass auch diese Art der Anlage sofort Formen annahm, die natürlich und anmutig erscheinen. Der an sich richtige Grundgedanke wurde aber im Laufe des 19. Jahrhunderts in einer Weise verallgemeinert und durchgeführt, dass allmählich aus der segensreichen Brandmauer eine Plage geworden ist, die schlimmer haust, als es einst der rote Hahn getan. Der flog hier und da einer Stadt auf

die Dächer und aus der Asche entstand bald wieder neue Schönheit. Die moderne Brandmauer aber verwüstet bei uns Stadt und Land, und es ist kein Absehen, wie dieser abscheulichen Verheerung Einhalt zu tun ist. Wie überall, wo eine an sich richtige Erkenntnis schematisch verallgemeinert wird, wird aus dem Sinn allmählich Unsinn. Heut müssen überall Brandmauern errichtet werden, sobald man an eine Grenze kommt, gleich ob dort ein freier Garten liegt oder auch eine Stelle, von der die ganze Welt weiss, dass sie nie bebaut werden wird. Baue heute im tiefen grünen Wald ein Haus — an der Grenze gegen das Blätterdach der Bäume musst du die Brandmauer errichten, 30 cm übers Dach. Auch die Prophylaxe kann Formen annehmen, die dicht an Blödsinn streifen, wenn nicht der Sinn, sondern Paragraphen das Land regieren. Und mit der Brandmauer hängen tausend andere Dinge zusammen, die dem Juristen Schmerzen machen: Traufrecht und manches andere mehr. Versuche, die kahle Mauer deines Hauses mit einem Gesimslein zu schmücken, das auch nur handbreit vorsteht, gleich kommt die heilige Hermandad und macht dir unter Androhung peinlicher Strafen klar, dass diese Luft da oben deinem Nachbar gehört; auch wenn es deinem Nachbar ganz recht wäre, ja wenn ihm damit der grösste Gefallen geschehen wäre, weil er dann nicht neben sich die kahle Mauer zu sehen brauchte. Oder würde das Gesimslein ein unübersteigbares Hindernis bilden, wenn ja einmal später hier ein Haus

angebaut werden sollte? Aber das Heil des Staates hängt von der kahlen Unberührtheit der Brandmauer ab.

Gesetzt den Fall, dass manches peinliche Nachbargezänk damit verhindert sei — ist mit dem Erfolg tatsächlich etwas erreicht, was in irgend einem Verhältnis zu den geleisteten Opfern steht? Aber in den Köpfen der Baubeamten, deren Berufsleben grossenteils durch solchen Kram ausgefüllt wird, nehmen diese Dinge dann allmählich eine derartige Wichtigkeit an, dass sie ihnen gleichbedeutend mit den sittlichen Grundlagen der Weltordnung werden. Unsere Architekten können ein Lied davon singen.

Die verknöcherten Systeme eines Baubureaukratismus auf der einen Seite, ein bedenkenloses Bauspekulantentum auf der andern — das waren die Hüterinnen, unter deren Pflege die moderne Stadt aufwuchs.

Unsere Städte sehen nun so aus, wie unsere Städter sie verdienen. Sie tragen das Kainszeichen ihrer Zeit in Stein und gebranntem Lehm an sich und noch lange werden diese stummen Zeugen von dem gemeinen Sinn des Geschlechtes erzählen, das sie erbaute. Von einer Zeit, die nichts sein will, sondern nur scheinen. Die nichts mehr hasst, als die Stille, die kein anderes Ideal besitzt, als den Dollar.

Ein Arzt, der die Symptome einer Krankheit vertreiben will, ohne ihre Ursachen zu beseitigen, ist kein guter Arzt.

So wird es uns nichts frommen, wenn wir unser Augenmerk allein darauf richten, wieder guten Geschmack in die Welt zu bringen.

Wir müssen tiefer dringen. Unsere Kunst zeigt die Symptome einer Zeitkrankheit, die alles zu ergreifen droht. Die heut sehr beliebte Methode, alles Entstehende als gleichsam logisch Gewordenes und deshalb innerlich Berechtigtes, ja Notwendiges hinzunehmen, führt in ihren letzten Konsequenzen zur Weltanschauung des Orientalen, der willenlos sein Kismet erwartet. Der wirkliche Künstler begnügt sich nicht damit, Sprachrohr seiner Zeit zu sein, sondern er gestaltet mit an ihr. Erklären müssen wir uns das Gewordene aus dem Kampf verschiedener Lebensprinzipien, die um die Oberhand ringen. Aber der Mensch des Willens beugt sich nicht denen, die gerade die Tagesherrschaft gewonnen haben, sondern er streitet mutig auf der Seite mit, wo er die Wahrheit erkannt hat.

Mit andern Worten: Wir sollten aus der Tatsache, dass unsere moderne Kultur oberflächlich, hastig, kalt, skrupellos ist, noch lange nicht schlussfolgern, dass deshalb das Wesen des Modernen nun so sein und dass deshalb auch die Kultur des Sichtbaren diese Züge tragen müsste. Wir sollten mit doppeltem Eifer den Ursachen des

Gewordenen nachgehen und dort, wo wir den Grund beklagenswerter Resultate gefunden zu haben meinen, ihn selber kühn zu beseitigen suchen.

Wir brauchen nicht zu verzagen. Nur ein neues Ideal müssen wir aufstellen, damit die Menschen neue Ziele erkennen lernen, damit wir ein neues Begehren reizen. Würden wir anfangen, das zu begehren, was uns tatsächlich zu unserem Heile diente, so brauchten wir uns nicht mehr lange zu sorgen, was für ein Gesicht unsere Städte annehmen. Denn das, was uns heute bei ihrem Anblick so quält, ist nichts als der in Stein und Holz und Eisen sich offenbarende Mangel an Idealen.

Die Abbildungen sind, mit Ausnahme der unten genannten, Originalaufnahmen des Verfassers.

Abb. 63, 73, 158, 222 stammen von Otto Bartning, Abb. 15 von Oberbaurat Schmidt, Abb. 116 von Walter Kühl, Abb. 276 von Fr. Bauer, Abb. 205, 206 sind dem Country Life, Abb. 1, 8, 9, 57, 60, 72, 95, 101, 116, 119, 133, 141, 142, 149, 150, 151, 155, 173, 174, 273, 287, 288, 289 dem Kunsthandel entnommen. Abb. 33, 37, 128 und 129 sind nach Bildern von Canaletto (Belotto) gemacht.

Kunstwartverlag Georg D. W. Callwey, München

Von Paul Schultze-Naumburgs

Kulturarbeiten

sind ferner erschienen:

Band I: **Hausbau** 2. Auflage
Mit 84 Abbildungen Preis 3 Mk., geb. 4 Mk.

Band II: **Gärten** 2. Auflage
Mit 171 Abbildungen. Preis 4 Mk., geb. 5 Mk.

Ergänzende Bilder zu Band II: Gärten
100 Abbildungen mit einführendem kurzen Texte
Preis 3 Mk., geb. 4 Mk.

Band III: **Dörfer und Kolonien**
Mit 164 Abbildungen Preis 4 Mk., geb. 5 Mk.

In Vorbereitung befinden sich:

Ergänzungsband zu Band I: **Hausbau**
„ „ „ IV: **Städtebau**
Band V: **Kirchen und Friedhöfe.**

Verlag von E. Haberland in Leipzig

Paul Schultze-Naumburg

Die Technik der Malerei

Ein Handbuch für Künstler und Dilettanten

Mit Buchschmuck von **J. V. Cissarz**
und einfarbigen und bunten Abbildungen im Texte

11½ Bogen 8°. Preis brosch. 4 Mk., geb. 5 Mk.

„Kunst für Alle", XVI. Jahrgang, Heft 9: — Zu den wenigen Malern, die Pinsel und Feder mit gleicher Sicherheit zu führen verstehen, gehört Paul Schultze-Naumburg. Er behandelt hier das rein Technische der Malkunst, vom optischen und physikalischen Standpunkt aus betrachtet, in übersichtlicher und sachlicher Weise . . . . . Und es ist erfreulich, wenn neben Aesthetik auch das Technische der Kunst wieder in seine Rechte tritt. Werke gleicher Art gibt es wohl schon in Hülle und Fülle, aber wenige, die so übersichtlich das Wichtigste in gedrängter und anregender Form, mit einer grossen Menge eigener Erfahrungen bereichert, wiedergeben. — Zwei Arbeiten sind, wie Schultze-Naumburg selbst in der Einleitung schreibt, für sein Büchlein von besonderem Einflusse gewesen, und zwar die gründlichen Untersuchungen des verstorbenen Malers H. Ludwig: „Ueber die Oelmalerei der Alten" und die ganz besonders überraschenden Resultate, die der Münchener Maler Ernst Berger bei seinen Forschungen auf dem Gebiete der Technik über die Oeltempera zu Tage gefördert hat. Gerade dieser Hinweis auf zwei sich mit der Technik der Alten beschäftigende Werke beweist zu allermeist, dass im Punkte der Technik die alten Meister immer noch die Vorbilder geblieben sind und es aller Wahrscheinlichkeit nach für die Folge bleiben werden. Auch Pettenkofers Erklärungen physikalisch-chemischer Vorgänge in Bezug auf das Oelfarbenmaterial und sein epochemachendes Regenerationsverfahren hat Schultze-Naumburg mit vollem Rechte in sein Buch aufgenommen und durch treffende Beispiele aus alter und neuer Zeit erläutert. Neben der Oeltechnik findet noch die Oeltempera, sowie Fresko-, Wachs- und Caseïnmalerei eingehende Behandlung und gar manchem werden auch die Hinweise auf die Art, Farben sich selbst zu reiben, erwünscht und von grossem Nutzen sein.

Verlag Eugen Diederichs, Leipzig

Paul Schultze-Naumburg

Die Kultur des weiblichen Körpers als Grundlage der Frauenkleidung

Mit 134 Illustrationen 10.—12. Tausend

Broschiert Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—

Unsere jetzige Frauenkleidung misshandelt und entstellt den Körper. Dieses theoretisch zu beweisen, würde zu wenig überzeugend wirken. Darum sucht der Verfasser dieses Armutszeugnis unserer heutigen Kultur, das so wenig mit der geistigen Aufklärung unseres Jahrhunderts übereinstimmt und das die natürliche Folge einer Verbildung unseres Auges ist, dadurch zu bekämpfen, dass er unser Empfinden für den lebendigen Körper durch bildliche Vorführung normaler Körper und Gegenüberstellung solcher, die durch die Mode verkrüppelt sind, wieder vertieft. Ein natürliches Gefühl für den Körper führt aber zu seiner Pflege und zur Entwicklung einer Tracht, die beides zugleich ist, gesund und schön. Nicht eine neue Mode soll eingeführt, sondern nur eine Grundlage gemeinsamer Verständigung gegeben werden, so dass jeder nach seinem individuellen Geschmack, nach seiner Gestalt die Tracht findet, die seine Körperlinie zum Ausdruck bringt.

Ein weiteres Gebiet unserer Körperverkrüppelung ist auch die Fussbekleidung. Es ist eine Tatsache, dass man für einen normal gebliebenen Fuss in sämtlichen Stiefelmagazinen Deutschlands nicht einen passenden Stiefel bekommen kann. Auch diese Frage wird erschöpfend behandelt und durch eine Reihe von Abbildungen illustriert.

Verlag Eugen Diederichs, Leipzig

Ferner sind noch von demselben Verfasser erschienen

Paul Schultze-Naumburg:

Häusliche Kunstpflege

5. Auflage 1903

Preis: Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—

Paul Schultze-Naumburg:

Studium und Ziele der Malerei

3. Auflage 1900

Preis: Mk. 4.—, geb. Mk. 5.–

Paul Schultze-Naumburg:

Kunst und Kunstpflege

2. Tausend 1902

Preis: Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—

GETTY RESEARCH INSTITUTE
3 3125 01152 2139